Das Margarethenfeſt

und

des Teufels Schwabenſtreich.

Katholiſche Novellen

von

Dr. Hermann Schiff.

Leipzig, 1846.
Literariſches Muſeum.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Das Margarethenfest.

Motto:

Der deutſche Geiſt, der deutſche Muth,
Der iſt's, der alle Wunder thut.
Er ſtürzte um der Päbſte Sitz,
Er ſchuf ſich Donnerwerk und Blitz,
Er fand das Maas der flücht'gen Zeit,
Und gab dem Wort Vielfältigkeit.
Darum bewahrt den deutſchen Muth
Es geh' Euch ſchlecht; es geh' Euch gut.
Der deutſche Geiſt wird auch nicht ruhn,
Wird noch ſein letztes Wunder thun,
Und geben deutſcher Einigkeit
Das Daſein für die fernſte Zeit.

Bruder Medardus war nicht schön; sein bräunliches Antlitz war von Malen und Leberflecken entstellt, seine Ohren standen lang und weit vom Kopfe ab und sein breiter mit scharfen Zähnen wohlbewaffneter Mund gab ihm ein wildes, fast unmenschliches Ansehen; aber er war ein treflicher Kanzelredner und konnte die Hölle so heiß und den Teufel so schwarz malen, daß seine frommen Zuhörer den Schwefeldampf des feurigen Pfuhls zu wittern und das Heulen und Zähneklappern der Verdammniß zu hören vermeinten.

Dies haben alte gottselige Leute aus eigner Erfahrung bestätigt und was so glaubwürdige Personen einstimmig versichern, ist als unleugbare Thatsache anzusehen.

Er führte einen überaus heiligen-Wandel, kümmerte sich um nichts Irdisches und Weltliches, sondern ging beständig mit heiligen Gedanken um und beschäftigte sich mit der Sorge für seine Seele.

Schöne Weiber und blühende Mädchen haßte er und ging ihnen weit aus dem Wege. Allein er zählte vier und zwanzig Jahr und hatte Phantasie. Er liebte die Heiligen und bald diese bald jene derselben gewann Reiz für ihn, durch ihre himmlischen Eigenschaften, durch rührende Leiden, oder durch Jugend, Schönheit und Unschuld. Am gefährlichsten war ihm die heilige Margarethe, die jüngste aller Heiligen. Sie zählte funfzehn Jahr, da sie den Märtyrertod starb, und die höchsten Personen des Himmels verhätschelten sie wie ein Schoßkind und liebes Nestküchlein, und erfüllten ihr alles, um was sie bat.

Es war am Vorabend des St. Margarethenfestes, als Bruder Medardus nach dem nahgelegenen Städtchen pilgerte, um daselbst

zu predigen. Die Luft war schwül, der Wind spielte mit den würzigen Düften des Lustwäldchens, liebkosend schienen die Zweige im Dunkeln sich zu umpfangen, zärtlich rauschten die Blätter und wollüstig klagte die Nachtigall, während der fromme Bruder eben so zärtlich und geheimnißvoll an die heilige Margarethe dachte, um sie morgen durch seine Predigt zu verherrlichen. — Die liebe kleine Heilige verspürte eines Tages einen so mächtigen Teufelshaß, daß sie Gott fußfällig bat, er möge ihr einmal den Teufel senden, um an dem Vater alles Bösen, an dem Erbfeind der Menschheit ihr gottseliges Müthchen kühlen und ihn derb abprügeln zu können. Der liebe Gott konnte ihr einmal nichts abschlagen. Kaum erhob sie sich von ihren Knieen, so war ihr Wunsch erfüllt, und nach der aurea legenda woraus ihre Leidensgeschichte als Theil des Gottesdienstes an ihrem Gedächtnißtage verlesen wurde, nahte ihr der Teufel in Gestalt eines furchtbaren Drachen.

St. Margarethe schlug ein Kreuz und der Drache berst mitten von einander und ein schwarzer Sklav mit gebundenen Händen lag zu ihren Füßen.

Sogleich machte sich St. Margarethe über ihn her und prügelte ihn, bis er ohnmächtig am Boden lag. Hierauf setzte sie zum Zeichen ihres Sieges ihm den Fuß auf den Kopf, betete nochmals, und ein helles Licht strahlte in ihr Gefängniß, sie sah den Himmel offen, in welchem das Kreuz Christi schimmerte und eine Taube sprach die deutlichen Worte:

„Gebenedeiet bist Du, o Margarethe, die Thore des Paradieses harren weit geöffnet Deiner Ankunft."

Margarethe dankte Gott und sprach zum Teufel:

„Sage mir Deinen Namen."

Der Teufel erwiederte: „Zieh Deinen Fuß zurück, damit ich reden kann."

Und als Margarethe willfahrtet, fuhr er

fort: „Ich bin Weltis, einer der zwei und siebzig Höllenfürsten, welche König Salamo sammt ihren hölliſchen Legionen, in einen kupfernen Keſſel gebannt und vergraben hatte. Aber die Babilonier kamen und meinten einen Schatz zu finden, ſie hoben den Keſſel, öffneten ihn, und wir alleſammt flogen heraus. Seitdem liegen wir und lauren im Hinterhalte, die Gerechten zu haſchen und in's Verderben zu bringen.

Nur einen Scrupel fand der fromme Bruder hierbei, weil er morgen darüber predigen wollte. Der Teufel ſprach: „Zieh Deinen Fuß zurück, damit ich ſprechen kann.“ Woher konnte er denn ſprechen: Zieh Deinen Fuß zurück, damit ich ſprechen kann, weil er doch nicht ſprechen konnte, da die Heilige ihren Fuß auf ſeinen Kopf geſetzt hatte.

Er ſann und ſann und kam dahinter und lächelte wie ein Seliger:

„Das Füßchen einer liebenswürdigen blut-

jungen Heiligen, ja, wer das auf seinem Kopfe fühlt, dem wird gar bang und beklommen zu Muthe, daß ihm das Reden schwer ankömmt. O, Margarethe! du liebe Margarethe!" seufzte er nun selber aus beklommener Brust.

Er durchschritt, während er so gottselig seufzte, einen dichtverwachsenen Gang des Lustwäldchens, in welchem es so finster war, daß man keine Hand vor Augen sah, und zur Erwiederung tönte eine weibliche Stimme: „Bist Du es, mein Walter?" Zugleich fühlte er sich von weichen Armen umpfangen und eine volle, schlanke Jungfrau lag an seiner Brust, welche aber sogleich ihren Irrthum bemerkte und den struppigen Capuziner von sich stoßen wollte.

Der fromme Bruder aber, der zum ersten Male fühlte, wie wohl es that, von weiblichen Armen umpfangen zu werden, hielt sie mit Macht und Inbrunst umschlungen und rief mit glühender Sinnesabwesenheit:

„O, Margaretha! heilige Margaretha! reine Jungfrau! gebenedeite Teufelshasserin Margaretha!“

„Ja, ich heiße Margarethe!“ erwiederte sie, indem sie sich wacker sträubte. „Und weil Ihr mich kennt, müßt Ihr auch wissen, daß man mit guter Leute Kind nicht so umgeht. Au weh, wie drückt Ihr meine Hand, Ihr reißt mir ja den Brautring vom Finger, ich bin die Braut eines Ehrenmanns! Schämt Euch!“

Ihr Widerstand entzündete den frommen Bruder vollends. Er riß ihr den Ring von Finger und schrie:

„Ja, heilige Margaretha! ich bin ein Ehrenmann! Ich will Dein Bräutigam sein, sei Du meine Braut.“

Und von Neuem bemächtigte er sich der Widerstrebenden, die „Hülfe! Diebe! Räuber! Mörder! Feuer!“ schrie. Aber seine Küsse verschlossen ihr den Mund, bis sie ihres Vortheils gewahrend, ihm ein Bein stellte,

und mit vieler Gewandtheit ihn zu Boden warf.

Der fromme Bruder fiel, er wußte nicht wie und aus Zorn und Ingrimm versetzte ihm die gemißhandelte Jungfrau einige Fußtritte. Da verwirrten sich die Sinne des armen Capuciner vollends, und mit seiner fürchterlichen Mark und Bein durchdringenden Stimme rief er:

„Ich bin der Teufel Weltis! Ich bin der Teufel Weltis! holde Margaretha, setze mir nur Deinen Fuß auf den Kopf, wenn ich dann auch nicht reden kann."

Bei diesen fürchterlichen Worten nahm Margaretha voll Entsetzen die Flucht.

Bruder Medardus indessen blieb noch eine gute Weile am Boden liegen, und wie allmälig seine Sinne zurückkehrten, fragte er sich: „Habe ich dieses geträumt oder war es eine Anfechtung des Teufels inmitten meiner heiligen Verzückungen?"

Aber noch fühlte er ja den Ring am Finger. Er wollte ihn abziehen und von sich schleudern; allein der Ring von zarter Jungfernhand hatte sich fest in sein derbes Fleisch gedrückt und je mehr er sich bestrebte ihn los zu machen, desto mehr schwoll sein Finger.

Kurz das war offenbare, leibhaftige teuflische Bosheit, und kopfschüttelnd machte sich der fromme Bruder auf den Weg, bald den Ring betrachtend, bald der frischen vollen Jungfrau gedenkend, bald vor der teuflischen Bosheit schaudernd. — Still und demüthig langte er endlich im Kloster an.

Der Prior konnte sich nicht genugsam verwundern über den Bruder Medardus, der sonst so hochfahrend und rechthaberisch, Niemand zu Worte kommen ließ, dagegen jetzt so betrübt und kleinlaut; was man ihn fragte, entweder ganz überhörte, oder unverständlich, wo nicht gar unsinnig, beantwortete.

„Was in aller Welt," fragte er endlich,

„ist Euch denn widerfahren, weil Ihr so gänzlich abwesend seid?"

„Ach," seufzte Medardus kläglich, „die Bosheit der Hölle geht in's Weite. Eben dicht vor dem Thor, da ich ganz in Verzückung der heiligen Margaretha gedenke, benutzt der Teufel Weltis meine gottselige Abwesenheit, um in Gestalt einer frischen vollen Dirne mich heimzusuchen.

„Aber," fügte er, wüthend vom Stuhl aufspringend, hinzu: „ich habe wohl den Pferdefuß bemerkt und den Schweif der sieben und eine halbe Elle lang aus dem Kleide hervorguckte. O, Weltis! infames verworfenes Höllenvieh! Weil dir's einmal so wohl wurde, da eine liebe junge Heilige ihr Füßchen auf deinen ungeschlachten Kopf setzte, wagst du dich gottloserweise an einen glaubensfesten Capuciner? Du Lumpenteufel! Wer bist Du? Hätte dich Salomo nicht in den babilonischen Kessel gebannt, kein Mensch würde an dich denken. Du willst

ein Höllenfürst sein? Ja, zwei und siebenzig deines Gleichen mit sammt ihren finsteren Schaaren sind nur ein einziger kupferner Kessel voll. Wärst Du nicht eine so überaus elende jämmerliche Spottgeburt, daß in der ganzen Hölle kein schäbigeres, verworfneres, ruppigeres, niederträchtigeres Unding aufzutreiben war, nimmer wärst du wichtig genug erfunden worden, unter die Füße der heiligen Margaretha zu gerathen. Aber warte du Schandbube! du geborstener Drache, du mit Ketten der Finsterniß gebundener schwarzer Mohr. Warte, ich habe auch Lust dich auszuprügeln. Warte, du sollst Fäuste fühlen, die keiner funfzehnjährigen Jungfrau, sondern einem handfesten vierschrödtigen, vier und zwanzigjährigen Capuciner angehören."

„Geliebter und in Gott wohlgeehrter Bruder!" unterbrach endlich der Prior den Eifernden, „wollt Ihr Eure Salbung nicht bis morgen zur Predigt sparen? Ich sehe

mich sonst wahrlich genöthigt, zwei handfeste Layenbrüder zur Gesellschaft mir auf meine Zelle zu bitten."

„Ich bin so wüthend auf den Teufel Weltis," versicherte Medardus, schon bei dem entferntesten Gedanken an ihn möchte ich aus der Haut fahren."

„Dazu habt Ihr morgen auf der Kanzel ja die schönste Gelegenheit!" ermahnte der Prior. „Ihr thatet besser, vorlieb zu nehmen mit diesem Nachtmahl und was die geistliche Armuth unseres Klosters noch ferner Euch anzubieten vermag, als im Voraus schon aus frommen Eifer auf morgen Euch heiser zu schreien."

Medardus sah ein, daß der Prior Recht habe und weil er eben nichts besseres zu thun wußte, setzte er sich an den wohlgedeckten Tisch und aß und trank mit einem Appetit, womit der Himmel nur seine Auserwählten segnet.

Indeß war Walter, ein junger Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, auf einem anderen Wege zur Stadt gekommen und bei den Brauteltern angelangt. Er vernahm, daß Margaretha vor nicht gar langer Zeit das Haus verlassen, um ihm entgegen zu gehen, und ließ sich den Weg bezeichnen, den sie genommen.

Vor dem Thore sah er eine weiße Gestalt in den Feldern umherirren. Er war nicht furchtsam, aber die Nacht ist keines Menschen Freund, und was vermag ein Laie gegen Hexen und Gespenster. Für eins von beiden hielt er die weiße Gestalt, die einige Schritte ging, dann wieder stehen blieb, die Hände rang und wieder ausbreitete, dann wieder eine Strecke lief und sich gar wild und unselig gebehrdete. — Mit einem Male schien es, als ahne sie seine Nähe, denn sie wandte sich gerade auf ihn zu und kam mit schnellen Schritten näher.

Walter bekreuzigte sich, murmelte Stoß-

gebete und vergaß in seiner Herzensangst zu fliehen. Vollends aber glaubte er vor Schreck zu sterben, als er in der weißen Gestalt, Margaretha, seine Braut erkannte, die mit irren Blicken, fliegenden Haaren, verschobenen Gewändern und wahnsinnigem Lächeln jetzt vor ihm stand und rief:

„Fort mir aus den Augen, flieh, oder Du bist des Todes!"

„Margaretha!" rief er, „erkennst Du mich nicht? Ich bin ja Walter, Dein Bräutigam."

„Das lügst Du!" schrie sie wild, „mein Bräutigam ist der Teufel Weltis! er hat meinen Ring. Ich bin eine Furie und geh jetzt heim mit meinen Eltern zu berathschlagen, ob ich mich den Gerichten ergeben und verbrennen lassen oder in's Wasser springen soll, um mit Haut und Haar zur Hölle zu fahren. Folge mir nicht, ich hasse Dich! ich verabscheue Dich! ich drehe Dir den Hals um." — Und mit fliegenden Haaren, flat-

ternden Gewändern eilte ſie in die Stadt; ihre Füße ſchienen den Boden kaum zu berühren.

Walter ſtand wie vernichtet. Die heißgeliebte Braut, das ſchönſte ſeltſamſte Mädchen der Stadt, war plötzlich zum Geſpenſt, zur Furie verwildert ihm erſchienen. Doch das vergab er ihr, er bedauerte ſie ſogar. Allein mit deutlichen Worten hatte ſie ihm ihren Haß, ihren Widerwillen erklärt und ſich die Braut eines anderen — weſſen? — wußte er nicht mehr, genannt. Das empörte ihn.

„Ich will ſie verachten," rief er, „die ein ſolches Spiel mit mir getrieben. Sie iſt eine Verworfene vor Gott und Menſchen. Ich will nicht mehr an ſie denken."

Allein was halfen dieſe Vorſätze? Seine Gedanken konnten nicht von ihr laſſen. Seine Gefühle hingen feſt an ihr und ein geheimnißvoller Zauber kettete ihn an ihre Spuren, ein räthſelhafter Trieb zwang ihn, ihren Schritten zu folgen.

Walter war ein schlichter Jüngling, der sich nie damit abgegeben hatte, Räthsel zu errathen und Geheimnisse zu ergründen, es blieb ihm daher nichts übrig, als dem Zauber nachzugeben, mit dem sie es ihm einmal angethan hatte.

Er fand ihre Eltern in der größten Bestürzung. „Ach welch ein Unglück! ach welche Leiden!" jammerte die Mutter. „Ach, Herr Walter, daß Ihr auch gerade jetzt darauf zukommt. Margaretha liegt im Bette und hat mich bei allen Heiligen beschworen, sie vor Euch zu verstecken und zu verleugnen. Eure Gegenwart wird ihr Krämpfe verursachen."

„Krämpfe!" rief Walter mit Thränen in den Augen. „Ich bin ja ihr Bräutigam und habe ihr nichts zu Leide gethan."

„Mein Gott," jammerte die Alte, „das alles habe ich ihr gesagt, aber was hat's geholfen? Sie verzog ihr sonst ganz anmuthiges Gesicht auf Schauder erregende Weise."

„Weib! Weib!“ unterbrach ſie der Vater, „was ſchwatzeſt Du? — Verehrter Herr Schwiegerſohn, Sie werden ein Einſehens haben. — Ach Gott, ich armer Mann weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht. Margaretha iſt mein einziges Kind, ſie iſt krank, Gott weiß, was ihr fehlt. Meine Hauptſorge jetzt iſt, ſie kuriren zu laſſen. Ihr, als ein rechtſchaffener Bräutigam, der ſein Mädchen wahrhaft liebt, werdet gleichfalls auf ihre Herſtellung und Rettung bedacht ſein und für den Augenblick nicht nach ihren Krämpfen und Geſichterſchneiden, und was ſie ſonſt thut und ſpricht, fragen, ſondern hübſch in Geduld Euch faſſen. Ich habe ſchon zum Pater Arnulphus geſendet, dieſer gottſelige Mann iſt gar geſchickt und erfahren in der Kunſt den Teufel auszutreiben, der Schurke aber kann heute nicht ab, im Kloſter giebt es viel zu thun, wegen des Feſtes auf morgen und was ſoll ich geſchlagener Mann nun wohl beginnen?“

„Was ist ihr denn eigentlich widerfahren?“ fragte Walter, und die Mutter antwortete:

„Im Hölzchen begegnete ihr ein Mann, der sie bei ihrem Namen rief: „Margaretha!“ Sie glaubte nicht anders, als daß Ihr es wärt, Herr Schwiegersohn, und flog auf ihn zu in seine Arme. Da war es aber der leibhaftige ††† Gott sei bei uns. Er nannte sich Weltis, legte ihr die Hand auf's Herz, daß es augenblicklich verstockte, drückte ihr die Brust, daß sie immer noch Schmerzen fühlt, und endlich küßte er sie gar auf den Mund und mit diesem Kusse fuhr der böse Geist in sie, daß ihr eigner Bräutigam ihr nun zuwider ist, und sie nichts von ihm hören kann, ohne Krämpfe zu bekommen.“

„Weib! Weib!“ unterbrach sie der Alte, der Waltern erschrecken und erblassen sah. „Welch ein böser Geist regiert Deine Zunge, daß Du allemal jedermann das sagst, was ihn am meisten ärgern muß. — Glaubt ihr

kein Wort, liebwertheſter Herr Schwiegerſohn, ſie iſt ein unverſtändiges Weib, die viel weiß was ſie ſpricht."

Stolz und erbittert aber begann Walter: „Ich bin ein reicher Mann und habe in Zucht und Sitten um Eure Tochter geworben, die nichts hat als ihr feines Lärvchen. Sie hätte ehrlich ſein und einen Korb geben ſollen, wofern ich ihr nicht anſtand, das hätte ich mir gefallen laſſen müſſen. — Aber erſt ja zu ſagen und verliebt zu thun, und dann Ekel und Abſcheu vor mir zu empfinden, dazu hat ſie kein Recht, das iſt himmelſchreiend, denn ich bin kein Scheuſal. Es giebt mehr ſchöne Mädchen auf der Welt, die keine Krämpfe bekommen, wenn ihr Bräutigam in Ehrbarkeit ſie beſucht, und die ihr Angeſicht, wohl zu einem holdſeligen Lächeln, aber nicht auf Schauder erregende Weiſe verziehen. Sagt Eurer Tochter, ich könne auch nicht mehr an ſie ohne Reue und Verachtung denken, und ich gönne ſie dem

Teufel, Wettis und jedem anderen Teufel, der Geschmack findet an ihrem Gesichterschneiden. Gott befohlen!"

Hiermit ging er und der Vater sprach: „Nun erst ist das Unglück vollendet. Er tritt zurück und unsre Tochter ist beschimpft zeitlebens. Du wirst es noch dahin bringen mit Deinem unseligen Schwatzen, daß die Gerichte sich darein mischen und dann erleben wir vielleicht gar, daß unser unglückseliges Kind als Hexe auf dem Scheiterhaufen verbrannt wird."

Bruder Medardus predigte heut mit einer Salbun, daß seine zahlreichen Zuhörer staunten und hingerissen waren.

„Welch ein herrlicher Gedanke!" sprach er, „welch ein glückseliger Einfall, den Teufel abzuprügeln! Wie kam nur die heilige Margaretha darauf. Es giebt ja der Heiligen viele im Himmel. Woher wünschte von allen nur die heilige Margaretha den Teufel durchzuprügeln? Suchen wir, meine an-

dächtigen Zuhörer, dies aus ihrer Jugend zu erklären. Jugend iſt rührig, lebendig, mag nicht gern ſtill ſitzen, und die heilige Margaretha zählte funfzehn Jahre. Aber ſie war heilig durch und durch vom Wirbel bis zur Sohle, und alle ihre Rührigkeit und Lebendigkeit war Heiligkeit. Wenn ſie betete, wie eifrig regten ſich ihre friſchen Lippen, wenn ſie andächtig ſeufzte, wie munter wogte da die junge Bruſt, und wenn ſie gen Himmel blickte, wie fromm verdrehten ſich da ihre klaren hellen Augen. Aber die Händchen mußte ſie ſtill gefaltet halten, und die Arme und Beine mußten ebenfalls ruhig bleiben und konnten keinen Theil nehmen an Gebet und Andacht.

„Aber auch ihre Arme und Beine waren heilig und doch konnten ſie nicht beten wie der Mund, nicht ſeufzen wie die Bruſt, ſich nicht verdrehen wie die Augen, und die Heilige war jung, die Ruhe behagte ihr nicht, und warum ſollten ihre Arme und Beine

dem Mund, der Bruſt, den Augen einen ſo ungebührlichen Vorzug gönnen?

„Nein, auch ſie wollten einmal ihre Andacht haben, auch ſie wollten einmal inbrünſtig ſein und ihre Heiligkeit von ſich geben. Da kam der heilige Geiſt einſt über St. Margaretha, als ſie auf den Knieen lag und betete und ſeufzte:

„O, mein Herr Jeſus, ich liebe Dich ſammt allen Heiligen, ich liebe die himmliſche Maria und alle ihre ſchmucken Engelein, aber ich haſſe den Teufel, denn er iſt der Vater alles Böſen und der Erbfeind der Menſchheit. Gott und allen Heiligen weihe ich Gebet, Seufzer und Blicke, dem Teufel aber meine inbrünſtigſten Fauſtſchläge und meine herzinnigſten Fußtritte. Gieb, o himmliſcher Vater, daß wenn Lippen, Bruſt und Augen ſich müde gebetet, der Teufel zu mir komme, damit meine heiligen Arme und Beine ſich auch einmal eine fromme Bewegung machen.“

„Gott erhörte St. Margarethens Gebet, und seine Allweisheit, die sich in allen Stükken bewährt, zeigte sich auch in der Art, wie er die Bitte dieser lieben jungen Heiligen erfüllte.

„Es giebt der Teufel unzählige, welche alle Prügel verdienen. Es giebt Höllenfürsten und gemeine Teufel. Einen gemeinen Teufel konnte der allmächtige Gott ihr aber nicht senden, denn deren Name ist Legion und der Herr gebot ihnen in die Säue zu fahren, auch ist die liebe junge Margaretha eine Heilige ersten Ranges, und für einen gemeinen Sauteufel waren ihre zarten Händchen und Füßchen viel zu gut.

„Er sandte ihr aber nicht den Pseudotheos, den vornehmsten Höllenfürsten, den Götzenobristen, welcher unseren Herrn Christum in der Wüste versuchte und ihm alle Reiche der Welt geben wollte, so er niederfiele und ihn anbete. (Matth. Cap 4.)

„Er sandte ihr auch nicht den falschen Python; von dem es im Buche der Könige Cap. 22 Vers 22 heißt: „da ging ein falscher Geist aus des Propheten Munde, der überredete Ahab, den König in Israel, wider die Syrier gen Ramoth in Gilead zu ziehen, allwo er fiel und umkam."

„Er sandte ihr nicht Belial, den Teufel der Bosheit, Rachsucht und Grausamkeit. — Nicht den Asmodi, den Feiud der Ehen. — Nicht den Menubal, den Teufel der Häßlichkeit und der Hexerei. — Auch nicht den Satan, den Großfürst der Zauberer. — Auch nicht den Ischkatan, den Teufel weiblicher Unzucht.

„Er sandte ihr nicht den Meririm, der den Hiob aus Verhängniß Gottes mit bösem Geschwüre schlug und Haus und Kinder mit Strahl und Donner verdarb.

„Auch nicht den schändlichen Astaroth, der zur Zeit des Leidens und Sterbens unseres Herrn Jesu mächtiglich regierte, in den

Herzen der Hohenprieſter und Schriftgelehrten, in denen des Pilati und des Herodis, daß ſie den Herrn verläſterten und verfolgten und zu Tode brachten; in den Kriegsknechten, daß ſie ihn verhöhnten, verſpotteten und verſpieen, und endlich in den Juden, welche ſchrieen: kreuzige ihn! kreuzige ihn! er iſt nicht werth, daß er lebe!

„Wie ſehr auch alle dieſe Scheuſale des Abgrundes Prügel verdienen, ſo war doch vorher zu ſehen, daß die liebe Margaretha nicht im Stande ſein werde, ſie nach Verdienſt zu züchtigen, da ſie ja beſſer ſeufzen, beten und die Augen verdrehen, als eben zuſchlagen und treten konnte, worin ſie ja, ſo zu ſagen, gar keine Uebung hatte. Wie leicht auch hätte das fromme Himmelskind ihre weichen Hände, ihre zarten Füßchen an ſolch rauhem finſtern Unhold, an ſolch hartgeſottnem, am hölliſchen Feuer gedörrten Ungethüm ſchinden, oder auf andere Weiſe beſchädigen können?

„Gott sandte daher, gleichsam um der lieben kleinen Heiligen einen Spaß zu machen, damit sie bequem und mit leichter Mühe ihr Müthchen an dem Teufel kühlen möge, den ohnmächtigsten, armseligsten aller Höllenfürsten, den verächtlichen, erbärmlichen, elenden, nichtswürdigen Teufel Weltis.

„Seiner Schwäche ungeachtet, ist und bleibt aber Weltis immer doch ein Höllenfürst; der Schimpf also, daß ein Höllenfürst von der jüngsten aller Heiligen Prügel bekommen, fiel auch auf Lucifer, sammt allen Fürsten und Schaaren des Abgrunds, und seit dem Siege des Erzengels Michael, seit dem Sturze des Lucifer hatte die Hölle keine solche Beschämung und kein solch Aergerniß wieder erlebt, wie diese blutjunge Heilige ihr zugefügt.

„Wohlan, meine frommen Zuhörer, laßt uns die Heiligen lieben und den Teufel hassen; denn den Teufel zu hassen, ist ein eben so großes Verdienst, als die Heiligen zu lie-

ben. Laßt uns die Andacht unſerer Lippen, unſerer Bruſt und Augen dem Himmel weihen, die Andacht unſerer Arme und Beine gehöre aber der Hölle.

„Für Gott leiden und den Teufel zu prügeln, iſt ein gleiches himmliſches Verdienſt, und ſind wir auch nicht auserſehen zu Märtyrern, die für Gott leiden, ſind wir die Heiligen auch nicht, die den Teufel prügeln können, ſo müſſen wir ihn doch haſſen, den Erbfeind der Menſchheit.

„Salomo im Buche der Weisheit ſagte: Gott hat den Menſchen geſchaffen nach ſeinem Bilde, daß er unſterblich werden ſollte, aber durch des Satans Neid iſt der Tod in die Welt gekommen. Die ganze Menſchheit iſt daher dem Teufel ihren Haß ſchuldig, und dieſen Haß der Menſchheit fühle jeglicher, der hier anweſend iſt und meine Worte hört, tief in ſeiner Bruſt, und dieſen Haß richte er heute, zu Ehren der heiligen

Margaretha, deren Fest wir feiern, ganz allein auf den Teufel Weltis.

„Du aber, o Herr mein Gott, sende mir den Teufel Weltis, wie Du ihn der heiligen Margaretha gesendet hast.

„Ich hasse diesen Teufel, dieser Haß ist jetzt meine Seele, und diese Seele mein Gebet, und dieses mein Gebet bin ich selbst. erhörst Du es nicht himmlischer Vater, so bin ich vernichtet.

„O, mein Gott und Herr! sende mir den Teufel Weltis in Gestalt eines schwarzen Bockes und laß ihn dort aus der Sakristei kommen."

Ohne Amen zu sagen, verließ der fromme Bruder die Kanzel, denn er hatte seinen Zuhörern noch eine Ueberraschung zugedacht, die um so weniger ihrer Wirkung fehlen konnte, da er mit allem Aufwande seiner Beredtsamkeit sie eingeleitet, seine Kräfte aber wohlweislich geschont hatte, um sie am Schlusse in ihrem vollen Glanze spielen zu lassen.

Mitten in der Kirche blieb er stehen und das Angesicht der Sakristei zugewendet, hob er beschwörend an:

„Im Namen Jesu Christi befehle ich Dir, Teufel Weltis, in Gestalt eines schwarzen Bockes aus dieser Thür hervorzukommen, auf daß ich Dich züchtige, wie mein frommes Herz begehrt, nach dem Beispiel der heiligen Margaretha."

Er gab hierauf das verabredete Zeichen und zwei Mönche öffneten die Thür der Sakristei, aus welcher ein schwarzes Böcklein mit vergoldeten Hörnern hervorsprang, dessen Fell mit Harz und Schwefel stark bestrichen war und lichterloh brannte. Das arme Thier wußte vor Angst und Schmerz nicht, wohin es sollte, in der gedrängt vollen Kirche bot sich ihm nur der einzige schmale Weg nach der Kanzel, wo der fromme Medardus stand.

„Mit possirlichen ungeberdigen Sprüngen stürzte es auf diesen los, während die an-

dächtige Gemeinde Ceter ſchrie. Die Gefahr war in der That nicht gering; das brennende Böcklein hätte einem Weibe zu nahe kommen und deren Kleider Feuer fangen können und bei dem Gedränge in der überfüllten Kirche wäre ein Unglück unvermeidlich geweſen.

Aber mit kalt entſchloſſener Wuth erwartete Madardus ſeinen Todfeind und verſetzte ihm, da er eben anlangte, einen ſo wohl angebrachten Fauſtſchlag zwiſchen die Hörner, daß das Böcklein taumelte, zu Boden ſank und wie todt dalag.

Da ward es ſtill in der Kirche, und Bruder Medardus, der triumphirend daſtand, gewann von Neuem Aufmerkſamkeit.

„Ei," rief er, „biſt Du mit einem Male ſo höflich und beſcheiden geworden, Du armſeliger Polter und ſchon anfangs. Oho! Es wird noch beſſer kommen."

Das Böcklein fing wieder an zu ſtöhnen und zu möckern, denn das Feuer brannte

ihm immer näher auf die Haut und weckte es aus der Betäubung.

„So recht!“ rief der eifernde Capuziner, „das entspricht schon besser Deiner grimmig teuflischen Natur.“

Das Böcklein zuckte, zappelte und möckerte noch schmerzlicher.

„So recht! noch ärger!“ rief der fromme Bruder. „Meinst Du etwa, ich soll Dich fürchten oder vor Dir laufen? Nein, im Geringsten nicht. Gott soll man fürchten, aber nicht den Teufel. Vor Dir soll man sich nur hüten, Du garstiger Koth- und Sündengeist. Komm in welcher Gestalt Du willst, und wären Deine Hörner hundert Mal so lang und Dein Fell hundert Mal so feurig, ich fürchte Dich nicht.“

Da raffte sich das Böcklein mit einem Male wieder auf, machte rasende Capriolen, schüttelte Fell und Hörner, und abermals warf sich Medardus über ihn her und streckte mit neuen Faustschlägen es zu Boden.

„Der stärkere ist über Dich gekommen!" rief er mit Heldenstimme, „verdrießt es Dich? — Verdrießt es Dich, daß mein Herz, welches Du gestern zu Deinem Pallaste machen wolltest, Dir entzogen und zu einer heiligen Wohnung geweiht ist? — Was willst Du noch? — Ja! wenn Du könntest, wie Du wolltest, so wäre keines meiner Gebeine mehr ganz. Aber da, Du ohnmächtiger Geist, da, Du schwarzer mit den Ketten der Finstermiß gebundener Mohr!

„Kannst Du nicht besser Dich wehren? Kannst Du nicht furchtbarer Dich machen? Da, Du Narr!

„Nicht wahr? diese Fäuste schmecken anders, als die zarten Händchen und Füßchen der lieben Margaretha! Dies ist für mich, dies für die heilige Margaretha, dies wieder für mich, das für die heilige Margaretha, da, da, da, da."

Die andächtige Gemeinde fing laut und kreischend an zu lachen, und es war auch

lächerlich, nur für das arme Böcklein nicht, welches sich gar närrisch und wunderlich gebehrdete.

Das Gelächter aber störte den frommen Capuciner auf keine Weise in seiner Glückseligkeit.

„So recht, meine andächtigen Zuhörer!“ fuhr er fort, „lacht den stolzen Teufel aus; seht, er weiß nicht mehr was er thun soll, und wird endlich noch zum Narren. Gern thät er etwas Großes und ein mehreres uns zu schaden, aber er kann nicht, der arme Teufel, der todte Löwe — der längst durch Christum überwundene Feind.

„Behütet Euch nur durch die Gnade Gottes, denn all sein äußeres Poltern und Drohen ist lauter Wind und Narrethei. Er soll damit aufhören, denn jetzt lege ich ihm sein Handwerk vollends.“

Und von neuem schlug und trat er das arme Böcklein. Das Jauchzen und Gelächter vermehrte nur seine heilige Wuth.

Längst schon streckte der Erbfeind entseelt alle viere von sich, dies hinderte den eifernden Capiciner jedoch keineswegs, noch ferner seinen Haß an ihm zu kühlen. Seine Kleider fingen Feuer, er achtete dessen nicht.

„Versuch Deine Macht nur einmal noch!" wollte er rufen, aber die Stimme versagte ihm. Auch der letzte Rest von Besinnung verließ ihn endlich. Er sank zu Boden, sein Mund schäumte, convulsivisch schlug er noch mit Armen und Beinen um sich, und seine Gewänder glimmten und rauchten wie das Fell des armen erschlagenen Böckleins. Die Laienbrüder eilten mit nassen Tüchern ihm zu Hülfe und trugen ihn sammt dem todten Erbfeind leblos vom Wahlplatze.

Mehr als jemals erbaut verließ die zahlreiche Gemeinde heut die Kirche. Beträchtliche Spenden waren eingegangen, und Pater Arnulphus verkaufte St. Margarethen-Amulets, welche rasenden Absatz fanden. Besonders empfahl er sie den Eltern mannbarer

Töchter, denen er erzählte, wie der elende Weltis nicht nur an den frommen Medardus sich gewagt, sondern auch die schönste und unbescholtenste Jungfrau im Städtchen angefallen und sie ihrem Bräutigam abspenstig gemacht habe.

Der arme Walter durfte sich nirgends blicken lassen, oder man deutete mit Fingern auf ihn und flüsterte sich zu:

„Das ist der Bräutigam, dem der Teufel Weltis die Braut abspenstig gemacht."

Lichtscheu, wie das böse Gewissen, saß er still im finsterſten Winkel der Gaststube und zitterte, so oft die Thür der Herberge geöffnet wurde, aus Furcht, ein Bekannter könne eintreten und ihn anreden.

Endlich fing es an zu dunkeln. Er hing seinen Mantel um, drückte den Hut tief in die Augen und ging. Für ihn gab's

nur einen Weg — nach dem Hauſe der Geliebten, dahin führten alle Wege ihn, es war ſein Rom.

Schon ſtand er vor ihrer Thür, ſchon lag ſeine Hand auf dem Griff der Klinke, als noch einmal ſein Stolz erwachte:

„Sie hat mich dem Teufel aufgeopfert, ſoll ich nochmals von ihr hören, daß ich ihr zum Abſcheu und Widerwillen bin?“

Entſchloſſen wandte er der Thür den Rücken.

Vor dem Thor ließ er ſich auf eine Raſenbank nieder. Noch einmal rief er ſeinen ganzen Schmerz herbei und fing bitterlich an zu weinen. Er fühlte, daß er Margaretha lieben müſſe, obſchon er ihr Widerwillen einflöße, daß er ſie bedauern, entſchuldigen, beklagen müſſe.

Wie fromm und keuſch, wie ſanft und ſchön war ſie, da ſie noch glücklich war, und als Furie und Hexe konnte ſie ſich doch keineswegs glücklich fühlen.

Die Nacht war völlig angebrochen, die alle unheimlichen Gefühle vermehrt. Ihm graute vor der Hölle und ihrer Macht, er fühlte ſich mit der Geliebten geſpenſtiſch und dämoniſch verwildert.

Er ſprang von ſeinem Sitze auf und ging eine Strecke vorwärts. Die Bewegung erwärmte ihn und einzelne Stellen aus der Predigt fielen ihm bei und tröſteten ihn. — Auch er war in der Kirche geweſen und hatte den frommen Medardus ſagen hören:

„Gott ſoll man lieben, aber den Teufel ſoll man haſſen.“

Und eine wunderſame Heiligkeit kam über ihn. Er haßte den Teufel als einen begünſtigten Nebenbuhler, als den ſchändlichen Verführer ſeiner Braut.

Ebenfalls hatte der fromme Bruder geſagt:

„Für ſeinen Gott zu leiden, oder den Teufel zu prügeln, ſei ein gleiches himmliſches Verdienſt.“

Er dünkte sich ein Auserwählter, der Geist der heiligen Margaretha kam über ihn. Er hatte eine lichte Stelle des Hölzchens erreicht, der Mond schien hell, und es war ihm, als würde sich der Himmel hier ihm öffnen und ihm das Paradies verkünden. — Er eilte ans Werk.

Der Boden war uneben und viele Steine lagen im Wege, das Städtchen war arm und konnte nicht viel auf seine Verschönerungen wenden. Aber Walter hatte gehört, daß Zauberer, um einen Geist zu beschwören, zuvörderst einen Kreis um sich ziehen. Daher säuberte er den Platz und bildete einen Kreis von Steinen. Die Arbeit war mühselig, aber sie begeisterte ihn.

Endlich war der Zauberkreis geschlossen und mitten in demselben warf sich Walter auf die Knie, faltete die Hände, schlug die Augen zum Himmel auf und rief:

„Barmherziger Gott! Du weißt warum ich heirathen wollte. Meine Knechte sind

gottlose Diebe, meine Mägde faule Huren, meine Ochsen, Pferde, Schafe, ja, meine Böcke selbst sind Engel gegen sie. Lieber Gott! soll ich zeitlebens unter lauter Vieh stecken. Ich muß eine Frau in der Wirthschaft haben. Und Margaretha! — verzeih, lieber Gott, wenn ich mit meinem dummen Menschenverstande an Deiner Allgüte irre werde, — dieses liebe fromme Geschöpf, was hat sie Dir gethan, daß Du dem Teufel erlaubst sie unglücklich zu machen.

„Die Menschen hatten ihre Freude an uns. „Da geht ein schönes Paar," riefen sie uns nach, wo wir uns blicken ließen. — Mich priesen sie glücklich, weil meine Braut schön und tugendhaft war. Sie pries man glücklich, weil Du mit Hab und Gut mich reichlich gesegnet hast. Darf mir aber der Teufel die Braut holen, so kann er mein Hab und Gut mit in den Kauf bekommen, und ich selber, lieber Gott, stehe Dir nicht

ein dafür, daß ich nicht auch von Dir abfalle.

„Mir aber sende einmal den Teufel Weltis, und Du sollst sehen, daß keine heilige Margaretha und kein frommer Capuciner, wo es auf's Zuschlagen ankömmt, sich mit mir messen können.

„Lieber Gott, ich seufze, bete, ringe zu Dir mit Augen, Brust und Lippen. Wohl möglich, daß Heilige und Capuciner das besser vermögen. Aber wenn meine Arme und Beine sich eine fromme Bewegung machen, und Heilige und Capuciner glauben es mir gleichthun zu können, so würden sie sich nur lächerlich machen.

„So weit die Andacht meiner Augen Brust und Lippen, jetzt, guter Gott, sieh einmal die Andacht meiner Arme und Beine." Und mit gleichen Beinen sprang er in die Höhe wie ein Affe, schlank fürchterlich die Arme und schrie:

„Schicke mir den Teufel Weltis! Schicke mir den Teufel Weltis.“

Bruder Medardus hatte ſich von ſeinen heiligen Convulſionen völlig erholt, und an der reichbeſetzten Kloſtertafel ſeines ermüdeten Leibes wohl gepflegt. Erſt im Freien merkte er, daß er ein wenig über die Gebühr den Bechern zugeſprochen hatte. Doch ging's noch auf den Straßen, welche ziemlich eben waren. Erſt vor dem Thore und im Wäldchen merkte er, wie ſchwer ihm Kopf und Beine waren. Er ſtolperte über jeden Stein, ſank bei jeder Vertiefung, brummte und taumelte weiter.

Wohlweislich mied er aber die finſtern Laubgänge, damit es weder Weltis noch einem anderen Höllenfürſten einfiele, ihn in einer Stimmung, wie ſeine gegenwärtige,

heimzusuchen, und hielt sich hübsch an die offnen lichten Plätze, auf welche der Mond gar hell schien.

Aber auf einem dieser Plätze sah er einen wunderlichen jungen Menschen, der Sprünge machte wie ein Affe, dazu fürchterlich mit den Armen schlenkerte und rief:

„Schicke mir den Teufel Weltis, o Gott! Schicke mir den Teufel Weltis."

„Was soll der Teufel Weltis!" fragte der fromme Bruder in seiner heiteren Weinlaune, sah die Steine nicht, stolperte und fiel in den Kreis.

Und eine fürchterliche Stimme schrie:

„Dank! Dank! lieber Gott!"

Der fromme Bruder fühlte zu gleicher Zeit von ein Paar eisernen Fäusten sich berührt, daß er vermeinte, sein Rückgrad wäre ihm gebrochen.

„Au weh! au weh!" schrie er, „was seid Ihr für ein gottloser Mensch, weil Ihr einen Geistlichen so hinterlistig anfallt."

Einen Augenblick ſtutzte Walter, denn er erkannte den frommen Capuciner, der heut ſo ſchön gepredigt hatte und dem er ſeine jetzige heilige Stimmung verdankte. Er ſah aber auch an deſſen abwehrend ausgeſtreckter Hand den Brautring ſeiner geliebten Margaretha ſchimmern und ſtieß ein heiſeres Gelächter aus, wie das der mordluſtigen Hyäne. Mit todtkalter Entſchloſſenheit kniete er auf die Bruſt des unglücklichen Capuciners und fing phlegmatiſch an den Schädel ihm zu dreſchen, indem er ſprach:

„Freilich ſiehſt Du jetzt aus wie der Bruder Medardus. Aber ich habe Dich heut ſchon einmal geſehen, da warſt Du ein Bock und Du kannſt Dich auch in einen Drachen und in einen gebundenen Mohren, und ſonſt worin Du willſt, verwandeln, und ich habe heute in der Kirche gelernt, wie ich Dich zu behandeln habe.

„Wiſſe, Du ohnmächtiger Teufel Weltis, daß Gott den Eheſtand eingeſetzt; Du

aber schlimmer als Asmodi, der nur die Ehen stört, verführst schon die Bräute, damit gar keine Ehe zu Stande kommen soll. Aber, Prosit die Mahlzeit! Gott ist allmächtig und Du nicht.„

„Aus Verhängniß Gottes ist es Dir erlaubt worden, meine Braut zu verführen, aber dafür hat er Dich jetzt in meine Hände gegeben und bewundre die Allweisheit seiner Fügungen: in schlimmere Hände konntest Du nicht gerathen.

„Frag im ganzen Lande wen Du willst, ob einer sich mit mir zu messen wagt, und jedes Kind wird Dir sagen: Wohin Walter schlägt, da wächst kein Gras.“

Der arme Medardus rief: „Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!“

„Warum hast Du die heilige Margaretha nicht um Barmherzigkeit angefleht, als Du unter ihren Füßen lagst. Sie kann besser lieben als hassen, besser verzeihen als züchtigen, denn sie ist eine Heilige.

„Auch den Bruder Medardus hätteſt Du um Barmherzigkeit bitten ſollen, als er heut Dein brennend Fell Dir gerbte, denn Du haſt ihm nichts zu Leide gethan, und er haßt Dich nur aus allgemeiner Menſchenpflicht.

„Mich aber, hinterliſtiger Satan, bitteſt Du um Barmherzigkeit? Muß ich meine Braut nicht rächen? Darf ich dem ſchändlichen Verführer verzeihen, der noch den Ring meiner Braut am Finger hat? Sollen ehrliche Leute mich in's Geſicht ſpucken und kleine Kinder mich einen dummen Jungen nennen?“

„Nimm ihn zurück den vermaledeiten Ring!“

„Erſt muß ich für meine Seele ſorgen, ich bin kein Märtyrer, für Gott kann ich nicht leiden. Allein den Teufel zu prügeln bin ich berufen und auserwählt. Sieh ich bin faſt ſchon ſo glückſelig wie der fromme

Medardus, als er Dich heute in der Kirche züchtigte, und ich will mich heilig an Dir prügeln; so heilig wie die heilige Margaretha selbst, deren Fest heute ist.

„Wisse, ich lasse nicht eher ab, als bis der Himmel sich öffnet und eine Taube ruft: Walter, das hast Du brav gemacht! Seit dem Sturze der bösen Engel in den Abgrund ist die Hölle dermaßen nicht gewalkt worden.“

Aber es ist nicht so leicht, sich zum Heiligen zu prügeln, wie Walter glaubte.

Schon lag der Capuciner bleich, blutig, leblos da, und immer wollte sich der Himmel noch nicht öffnen und keine Taube erscheinen.

Vor Mattigkeit konnte Walter keinen Arm mehr rühren. Weil indessen auch jener schwarze Sklav unter Margarethens Händen ohnmächtig dalag, glaubte auch er genug gethan zu haben. Er begnügte sich seinem Nebenbuhler den Ring von der kalten Linken

zu ziehen, und weil jeder Sieg ſtolz macht, wollte er jetzt zu Margaretha gehen und ihr ſagen:

„Ich laſſe mich vom Teufel ſelbſt nicht ungeſtraft beleidigen, der Teufel Weltis hat ſeinen Theil, und dieſen Ring, den ich Dir gab, habe ich ihm abgenommen und behalte ihn. Hier iſt der Deinige wieder, ſchenke ihn wem Du willſt.“

Ruhig wie ein Held kehrte er in die Stadt zurück, durchſchritt ſtolz die Straßen und vor der Hausthür beſann er ſich nicht lange, trat raſch ein und ging geradewegs in die Stube.

Wie groß war ſeine Ueberraſchung, als ihm Margaretha geſund und munter, mit einem Freudenſchrei entgegen ſprang. — Aber dicht vor ihm blieb ſie ſtehen und rief erſchrocken:

„Mein Himmel, wie ſiehſt Du aus!“

Walter dachte ſchon, ihr Widerwille und Abſcheu kehrten zurück.

Doch Margaretha fuhr fort: „Deine Kleider sind zerrissen und voll Blut. Was hast Du gethan?“

„Sage mir zuvor,“ rief Walter, „was ich von Dir zu erwarten habe, bin ich Dir immer noch ein Greuel! nun wohl! so weiß ich was ich zu thun habe.“

„Still davon,“ flehte sie, „ich war gestern fieberkrank, ich phantasirte und war von Sinnen. Erst gegen Morgen schlief ich ein und erwachte gegen Mittag und jetzt ist alles vorüber.“

„Diesen Morgen,“ sagte die Mutter, „habe ich der heiligen Margaretha eine Kerze geopfert.“

„Und diesen Mittag,“ sprach der Vater, „habe ich ihr ein St. Maragrethen-Amulet gekauft und umgehängt.“

„Und jetzt,“ rief Walter, ist alles vorüber, denn ich habe den Teufel Weltis wakker durchgedroschen und ihm Deinen Ring wieder abgenommen; hier ist er.“

„Den Teufel Weltis habt Ihr durchgedroſchen? Herr Schwiegerſohn!“ fragten beide Eltern mit Erſtaunen.

„Wie vermochteſt Du das?“ rief Margaretha.

„Ich habe es heute in der Kirche von dem Kapuciner-Prediger gelernt. Erſt betete ich was ich vermochte. — Zuletzt ſchlug ich darauf los, ſo lange ich den Arm rühren konnte.“

Er erzählte den ganzen Vorfall und mit ſprachloſer Bewunderung betrachteten alle drei den jungen Helden und Margaretha faßte plötzlich ſeine Hand:

„Komm, komm,“ flüſterte ſie ihm zu, „ich habe Dir etwas zu ſagen, was niemand hören darf.“

Mit wonnigen Regungen folgte Walter in ihr ſauberes Gemach.

Sie war mit einem Male ganz verändert. Eine liebende, zärtliche Braut, bat ſie: „Küſſe mich, ſo herzlich wie Du kannſt.“

Mit Entzücken that Walter was sie begehrte, und sie fuhr mit Thränen in den Augen fort:

„Jetzt bin ich wieder rein, und will Dir beichten, als ob Du mein Beichtvater wärst. Sieh, mein Freund, ich war ein stolzes, hoffärtiges Ding. Ich wußte, daß man mich schön fand, und wollte aller Welt gefallen. Daß Du mich liebtest, hielt ich für nichts besonderes, deshalb that ich spröde gegen Dich und erlaubte Dir kaum einmal mich zu küssen, daß ich Dir einzig und allein vor Gott und Menschen angehöre, war mir noch mit keinem Gedanken in den Sinn gekommen. Aber Gott hat meine Eitelkeit hart gestraft, indem er dem Teufel erlaubte mich grausam heimzusuchen. O, sieh mich nicht an, ich vergehe sonst vor Scham.

„Ja wohl, der Teufel ist recht roh und unverschämt, und ich, eine sittsame Jungfer, hatte nie zuvor was Arges gedacht. Darum

war ich ſo verwildert, ich fühlte mich ſo elend, ſo verworfen, als müßte ich mich nun jedem in die Arme werfen und vor jedem rechtlichen Mädchen mich ſchämen.

„Dich aber haßte ich, weil ich mich vor Dir am meiſten ſchämen mußte, darum war mir Deine Gegenwart fürchterlich. Ich war von Sinnen und hatte Fieber. Doch als ich dieſen Mittag erwachte, da fühlte ich, wie unrecht mir geſchehen, und daß ich unſchuldig ſei, denn was vermag ein ſchwaches Weib gegen die Gewalt der Hölle, und ich hatte mich tapfer gewehrt, und den Teufel nicht nur überwältigt, ſondern ihn auch mit Füßen getreten.

„Ich fühlte aber auch, wie ſehr ich Dich liebe, und wie gern ich Dir angehöre und Dir, theurer Bräutigam, mit Gottes Willen alles gewähren kann, was der ſchändliche Teufel Weltis mit Gewalt mir rauben wollte. Obendrein haſt Du mich gerächt und ihm den Ring wieder abgejagt und ſchon deshalb

würde ich Dich heirathen. — Jetzt, lieber Walter, bin ich Dein mit Leib und Seele, aber wir wollen bald Hochzeit machen."

„Ja wohl, Du frommer Engel!" rief der beglückte Walter, „wir müssen dieser Tage schon Hochzeit machen, eh es einem anderen Höllenfürst einfällt, Dich heimzusuchen. Denn das kann ich Dir sagen, der Teufel Weltis ist einer der gottesjämmerlichsten und schwächsten Höllencreaturen, und es giebt deren noch viel grausamere, Du hättest heut nur in der Kirche sein sollen."

Nach wenig Tagen waren sie ein Ehepaar. Pater Arnulphus umwand sie mit der Stola, und die ganze Stadt freute sich über das Paar, auf welchem Gottes Segen sichtbar ruhte, indem es sein Glück der Hölle und dem Teufel abgerungen.

Als das Hochzeitfeſt vorüber war, gedachte Walter des frommen Bruders Medardus, der ihn ſo trefflich beten und den Teufel Weltis züchtigen gelehrt. Das beſte, was vom Hochzeitsſchmaus an Wein und Speiſen übrig war, lud er auf einen Wagen, ſpannte ſeine jungen feurigen Braunen vor und kutſchirte nach dem Capucinerkloſter.

Eine ſchreckliche Kunde vernahm er dort. Der Teufel Weltis, von Salomons Zaubermacht, den Fußtritten der heiligen Margaretha, den Fauſtſchlägen des frommen Capuciners und der blutigen Rache eines beleidigten Nebenbuhlers immer noch nicht ſattſam genug gedemüthigt, hatte ſich in den Hinterhalt gelegt, den guten Medardus aufzulauren, um an einem profanen Orte, wo er freilich mächtiger war als in einer Kirche, dem frommen Capuciner alle aus Andacht und Gottſeligkeit erhaltenen Fauſtſchläge, aus hölliſcher Rachſucht und teufliſcher Schadenfreude mit Wucher zurückzugeben.

Blutend, matt und krank — so erzählte der Bruder Pförtner — sei er spät am anderen Morgen heimgekehrt. Er hatte verschiedene Löcher im Kopfe, mehrere Rippen im Leibe waren ihm zerbrochen und kein gesundes Fleckchen Haut war an seinem ganzen Körper zu finden.

Er lag im Bette und hatte wenig Hoffnung mit dem Leben davon zu kommen.

„Möge ihm Gott den ewigen Frieden schenken," seufzte Walter. „Sagt ihm, ich habe den Teufel Weltis wacker abgedroschen, daß nicht nur meine Frau, sondern er vollkommen gerächt sein wird; vielleicht freut ihn das auf dem Todtbette noch und erleichtert sein Sterben. —

Wirklich starb der fromme Medardus in Folge der Verletzungen, welche der hinterlistige Schandgeist ihm beigebracht. — Der Teufel Weltis aber ist seitdem nie wieder

gesehen worden; wahrscheinlich haben ihn die St. Margarethen-Amulets gänzlich vertrieben, welche der Pater Arnulphus noch heutigen Tages verkauft.

Des Teufels Schwabenstreich.

Die goldene Zeit der Kunſt war vorüber und Kirchen und Paläſte mit Meiſterwerken überfüllt. Man war des hohen Styles ſatt, geringere Talente kamen an die Tagesordnung, und erſtanden in ſolcher Menge, daß Bilder nichts Seltenes und Koſtbares mehr waren. Nur ein einziges Genie noch gab es in Rom. Cardenio ſtammte aus einem alten adligen Geſchlechte und war eben ſo berühmt als Künſtler, wie berüchtigt wegen ſeiner lockeren Sitten. Er wollte es nicht nur in ſeinen Werken, ſondern auch in ſeiner Lebensweiſe den hohen Meiſtern der Kunſt gleich thun, die er zu Vorbildern ſich gewählt. Zwar konnte er nicht wie ſie, prächtige Palläſte

bewohnen, mit einem Hofstaat sich umgeben und in phantastisch üppigen Festen die Nächte durchschwelgen; allein verschwenden konnte er, was er hattte; und wenn er sich in künstlerischen Freuden müde geschwelgt, war es ihm ein Bedürfniß, durch Wein und Wollust sich aufzuregen: bis er des Rausches satt und der Genüsse überdrüßig, wieder Geschmack fand an der heiligen Kunst und mit Reue und Zerknirschung zu ihr zurückkehrte.

Seine bei weitem minder befähigten Kunstgenossen, beflissen sich eines sittigen Benehmens, mieden gewissenhaft alles Anstößige, und schätzten es sich zur Ehre, bei vornehmen geistlichen und weltlichen Herren schmarozen zu können. Cardenio nannte dieß in seinem Künstlerstolze zwar verächtlichen Sklavensinn und gemeine Denkungsart; allein der Sklavensinn erreichte, wenn auch kriechend, doch sein Ziel, während Cardenio mit stolzen Schritten seinem Verderben entgegenging.

Wirklich gerieth er bald in eine troſtloſe Lage, und hatte alle Urſache, ſich ſeiner Armuth, ſeiner ſchlechten Kleider und ſeines kränklichen Ausſehens zu ſchämen. Aendern mußte er ſich und wollte es auch, aber ſeine Vorſätze waren wieder eben ſo ſonderbar und abenteuerlich, wie ſein ganzes bisheriges Leben. —

„Wenn der Adamsſohn!“ ſprach er, „mit ſeinen höchſten feinſten Seelenkräften ſich zum Himmel ſchwingt, Prometheus gleich, den göttlichen Funken ſtiehlt, und mit menſchenmöglicher Kunſt und Geſchicklichkeit ihn irdiſchen Farben anvertraut; ſo muß ſein Körper ſtrotzen von Wohlleben und Fülle. Ich aber ſoll darben; — woher nehme ich den Uebermuth, der ſich wie Tantalus zu Jovis Tiſche drängt, mit Göttern ſich in Nectar zu berauſchen? Soll ich bei meiner Jugend und bei meinem Temperament einmal meinen Leib caſteien, ſo will ich lieber gleich ein Heiliger werden. Es iſt leichter

ein Heiliger ſein, als Heilige malen. Statt mühſelig zu grübeln und zu ſtreben, brauche ich nur zu betteln und zu faullenzen. Die Kunſt iſt nur ein Traum und Abglanz des ewigen Lichtes; ich will das ewige Leben ſelbſt erwerben, und ſtatt die Augen guter Chriſten fromm zu täuſchen, ihnen in der That ein nacheiferungswürdiges Beiſpiel gewähren." —

Er ergriff dieſen Entſchluß mit allem Feuer ſeiner Einbildungskraft und verlor keine Zeit ihn auszuführen; verkaufte die wenigen Ueberbleibſel ſeiner Habſeligkeiten, verſchaffte ſich ein härenes Gewand und einen breitkrämpigen Muſchelhut, ergriff den Pilgerſtab und verſchwand aus Rom. — Im Geiſte ſah er ſich ſchon mit der Heiligenglorie geſchmückt, las ſeinen Namen neben dem St. Lucas*) im Kalender, und hörte ſich als

---

*) Der Schutzpatron der Maler, da er ſelber ein Maler war.

Schutzpatron von allen liederlichen Malern in Geldnöthen angerufen.

Er durchwanderte Italien, die Schweiz und einen Theil von Deutchland, und kam endlich nach Schwaben, allwo er die Menschen so einfachen und schlichten Geistes fand, so fern von allem Kunstsinn und Geschmack, daß er sich bald überzeugte, hier sei das Land, wohin seine Vorsätze gehörten und wo sie ihr günstiges Klima und gutes Gedeihen fänden.

Eines Tages erblickte er ein ganz neues Kloster, welches sich eben erst über sein Fundament erhoben und seine Wölbungen geschlossen hatte. Nicht alle Bauwerke des Mittelalters sind eben Meisterstücke. Guter Glaube pflegt auch Dummheiten, und frommer Sinn Abgeschmacktheiten zu begehen. Doch etwas so gänzlich Zweckwidriges und Abgeschmacktes wie dieses Kloster, fiel dem jungen Pilger selbst in Schwaben auf; in seinem heiligen Gemüthe aber fühlte er sich

angenehm davon überraſcht. Dieſes völlig Sinn- und Kunſtwidrige rührte ihn. Es flößte ihm Bewunderung ein, daß der geſunde Sinn und Menſchenverſtand ſich ſo ſelbſtverleugnen und demüthigen könne, und mit Thränen in den Augen ſprach er: „In dieſem Kloſter wäre Raphael an ſeinem Berufe irre geworden, und Burnaroti hätte gefühlt, daß man eben ſo tief hinab als hoch empor ſteigen kann. Hier werde ich vergeſſen, daß ich jemals malen lernte, hier muß ich heilig werden, denn es bleibt mir nichts anderes übrig. — In dieſer frommen und gottſeligen Stimmung zog er die Glocke.

Die beſchränkten, der Welt gänzlich entfremdeten Väter, denen der Bau große Summen koſtete, hielten ihr Kloſter für eine abſonderliche Merkwürdigkeit, werth von jedem Reiſenden und Pilger in Augenſchein genommen zu werden. Aber noch hatte kein Wanderer ſich in dieſe entlegene Gegend verirrt, und Cardenio kam wie gerufen, es zu

beſehen und zu bewundern. Man führte ihn herum, und die Luſt der Selbſtverleugnung, ſeine gottſelige Zufriedenheit mehrten ſich mit jedem Augenblick; zuletzt nahm er keinen Anſtand demüthig und kläglich zu bitten: man möge ihm doch geſtatten, ſein ganzes Leben in dieſem Kloſter zu verbringen.

Die frommen Väter erſtaunten nicht wenig. Solch einen Eindruck machte ihr Kloſter auf den erſten Fremden, dem ſie es zeigten? Und Cardenio kam geradewegs aus Rom, der Hauptſtadt der Künſte und des edlen Geſchmackes; ſie nahmen daher keinen Anſtand, ein ſo ſchmeichelhaftes Geſuch zu bewilligen, und Cardenio trat ſein Novitiat an.

Er widmete ſich mit ſolchem Eifer ſeinen neuen Pflichten, daß alles voll ſeines Lobes ward. Schon nach Verlauf des erſten Monats fand man für gut, ſein Novitiat abzukürzen, und dies vermehrte ſeinen heiligen Eifer. Bruder Sylvanus — ſo lautete

jetzt sein Klostername — war einmal ein besonderer Mensch und mußte immer Erstaunliches und Bewunderungswürdiges vollbringen, so gut als Mönch, wie als Maler. — Von nun an wusch er sich nicht mehr, ließ Haare, Bart und Nägel wachsen, und trieb die Selbstverleugnung und Ertödtung der Begier so weit, daß er für sündlich erachtete, das harmlose Ungeziefer, was seinen heiligen Leib benagte, in seiner kurzen Daseinsfreude zu beunruhigen.

Und der Ruf seiner Frömmigkeit verbreitete sich durch ganz Schwaben, und sein heiliges Aussehen veranlaßte schon alte Weiber und Krüppel ihm in den Weg zu treten, um durch seine Berührung von ihren Uebeln und Gebrechen geheilt zu werden. Unstreitig auch hätte der fromme Sylvan jetzt schon angefangen Wunder zu thun. Allein er war noch zu demüthig, er traute seiner Heiligkeit nicht ganz. „Vielleicht," dachte er, „ist meine Frömmigkeit nur Phantasie und Schwär-

merei; ich bin kein geborner Schwabe und komme geradewegs aus Rom, wo ich mich als Sünder eben so bemerklich wie als Künstler machte. Ein Wunderthäter darf nicht pfuschen und auch der Heilige muß sein Meisterstück machen, indem er den Versuchungen des bösen Feindes auf glorreiche Weise widersteht. Alle Heiligen waren seinen Anfechtungen ausgesetzt und haben ihm die empfindlichsten Streiche und Possen gespielt, daß er vor Grimm und Aerger aus der Haut fahren wollte. Auf mich aber nimmt er noch gar keine Rücksicht: wahrscheinlich bin ich ihm noch zu jung und zu sehr Anfänger.“

Wirklich hatte sich der Teufel in Schwaben noch niemals blicken lassen, und man hätte ihn selbst kaum dem Namen nach gekannt, wäre nicht zum Glück sein Dasein in der heiligen Schrift beurkundet. — Der Teufel kennt seine Leute! Ueber den Köhlerglauben und die geistige Armuth in Schwa-

ben durfte er nichts auszurichten hoffen und ſparte ſeine Mühe im Voraus. Cardenio aber, ein liederliches römiſches Weltkind, hatte ſich mit einem Male, aus unbegreiflicher Künſtlerlaune, allen ſeinen Schlingen und Stricken entwunden, war aus dem Stegreif fromm geworden, und auf dem beſten Wege zur Heiligkeit. Das konnte er ſich, als Teufel nicht gefallen laſſen, zumal Cardenio ein Künſtler war. Ueberhaupt miſſet er ungern die Genies und am ungernſten die Liederlichen. — Er nahm daher den frommen Sylvan beim Wort, zog ſeinerſeits auch eine härene Kutte an, ſetzte ſich auch einen breitkrämpigen Muſchelhut auf und kam gleichfalls als Pilger nach Schwaben.

Er begehrte das Kloſter zu ſehen und die frommen Väter fragten ihn:

„Woher kommt Ihr?"

„Geradewegs aus heiligen Landen!" antwortete er dreiſt.

„Welche Gnadenorte habt Ihr beſucht?“

„Alle!“

Die frommen Väter konnten ihm ihre Hochachtung nicht verſagen.

„Heiliger Mann!“ fragte der Prior, „was mag das größte wohl von allen Wundern in den heiligen Landen ſein?“

„Hochwürdiger Herr!“ verſetzte gottloſerweiſe der hölliſche Pilger, „das größte Wunder in heiligen Landen iſt unſtreitig, daß die ungläubigen Saracenen aus ihrem blinden Heidenthum gerade eben ſo viel Weſens und Aufhebens machen, wie die frommen Schwaben aus ihrer erleuchteten Rechtgläubigkeit.“

„In der That ein großes Wunder!“ verſetzte der Prior. „Vernehmt es lieben Brüder in Chriſto, um Euren Glauben zu ſtärken.“

Das Kloſter wurde ihm gezeigt, und weil er zu leben weiß, lobte er alles, was

einmal da war, und weil er ohne Noth keinen Spaß verdirbt, billigte er alles, was sich nicht ändern ließ. Man führte ihn in die Kirche und er sah den Hochaltar, welcher mit den abenteuerlichsten Zierrathen überladen war. Große Engelsfittige spreizten ihre spitzen scharfen Federn so unverschämt aus, daß ein Priester, der sich von der Evangelien- zur Epistelseite wenden wollte, Gefahr lief, sich die Augen auszustoßen. Einen noch bei weitem wunderlicheren Eindruck machte aber das Altarbild. Es stellte eine heilige Jungfrau dar mit ungeheuer einfältigen Mienen, welche eben nichts besseres zu thun hatte, als den Teufel mit Füßen zu treten, der wie ein gefallenes Kind in bitterliches Weinen auszubrechen im Begriff war. — Alle vorhergehenden Wunderwerke hatten den höllischen Pilger schon ausnehmend belustigt, doch ohne ihn in seiner Rolle zu stören, vor diesem Altarbilde aber konnte er seine Fas-

sung länger nicht behaupten und brach in ein lautes Gelächter aus.

Die frommen Väter waren sehr erschrocken; das Altarbild war eben nicht das wohlfeilste in der Kirche. Jeder andre wäre in Verlegenheit gerathen, nur nicht der Teufel.

„Verzeiht, Ihr frommen Väter!" sprach er mit der größten Unbefangenheit. „Ueber dieses Altarbild vergesse ich mich, Euch und diesen heiligen Ort, und freue mich wie ein Kind! denn es ist ein Meisterstück, um welches Rom und die ganze Christenheit Euch beneiden muß."

Die würdigen Väter fingen an sich zu beruhigen.

„Sagt mir!" fuhr der höllische Pilger fort, „befindet sich in Eurem Kloster nicht ein gewisser Cardenio aus Rom. Ein Maler der besten Schule und der erste Künstler seiner Zeit? In Rom war er eben so be-

rühmt durch sein Genie, wie durch seinen keuschen reinen Lebenswandel.“

„Nicht doch, edler Herr!“ entgegnete der Prior. „Dieser Cardenio, der sich allerdings unter dem Namen Sylvanus in unserem Kloster befindet, hat in Rom keineswegs einen gottgefälligen Lebenswandel geführt. Vielmehr büßt er hier große Sünden ab und beschuldigt sich solcher Dinge, die vor keuschen Ohren nicht zu nennen sind.“

„Hochwürdiger Vater!“ entgegnete der tückische Pilger, „das kann nur blanke baare Demuth sein. Ein Heiliger ist nicht stolz auf seine Tugend und rühmt sich seiner Reinheit nicht. Der arme Cardenio! er begeht keine Sünden! — Wie soll er es anfangen, um mit Inbrunst und Demuth sich zu humiliren und zu kasteien? Er muß sich daher einbilden, ein großer Sünder zu sein; und je scheußlicher und empörender seine Selbstanklage lautet, desto heißer ist seine

Andacht, desto inbrünstiger seine Erbauung. — Der tugendhafte Cardenio lebte nicht nur zu Rom ganz wie ein Heiliger, er malte auch nur lauter Heiligenbilder, die allemal so sprechend ähnlich waren, daß man mit Recht muthmaßte, die Heiligen kämen vom Himmel hernieder in seine Werkstatt, um sich abconterfeien zu lassen. Leider hat dieser Wundermann sich jetzt ganz auf die Seite gelegt und sein Licht unter den Scheffel gestellt, statt es leuchten zu lassen, zu Nutz und Frommen des Klosters, welches Euch sicherlich vielen Ruhm und Zulauf verschaffen würde. Weil dieser Heilige nun in Eurem Kloster sich befindet, fromme Väter, so möchte ich Euch bitten, laßt mich ihn sehen und seinen Segen empfangen, denn in Wahrheit, er ist das seltenste in Eurem Kloster und die größte Merkwürdigkeit, die Ihr aufzuweisen habt."

Die guten Väter hörten dies mit Staunen. Daß der fromme Sylvan schon in

Rom ein großer Heiliger war, leuchtete ihnen völlig ein und sie konnten nicht bezweifeln, daß er all die scheußlichen Sünden nie begangen habe, deren er sich aus baarer blanker Demuth täglich beschuldigte. Ihn aber für einen wackren Maler zu halten, ward ihnen schwer, es ging über ihre Begriffe und ihr stärkster Glaube reichte nicht aus. — Eiligst ließen sie ihn rufen und fromm und demüthig kam er daher, in einer Gestalt, die kaum noch eine menschliche zu nennen war. Der Pilger hingegen war ein großer schöner Mann mit feurigen Augen und langen schwarzen Locken, denn es lag dem bösen Feind daran, den ästhetischen Sinn des jungen Heiligen recht wacker anzusprechen.

„Ist's möglich?" begann er mit wohltönender Stimme. „Seid Ihr der schöne Cardenio, der Abgott der römischen Phrynen? Ach, frommer Sylvan, wie seid Ihr doch ganz und gar so heilig geworden! Ihr habt

Euch sehr zu Eurem Vortheil verändert. Und Ihr malt gar nicht mehr, oder ist etwa dies himmlische Altarbild Euer Werk? Doch ich frage? Dies ist Cardenio's göttlicher Pinsel, dies seine erhabene Phantasie. Rom, beklage nicht länger Deinen größten Meister; einsam übt er seine Kunst, aber sie wird die Welt erleuchten."

Auf diese Prüfung war der fromme Sylvanus nicht gefaßt; er hatte nur den Erdensohn, nicht den Künstler in sich ertödtet.

„Wie, Herr!" fragte er nicht mit der Geduld eines Heiligen. „Diese erbärmlichste aller Pfuschereien, die je eine Stümperhand auf Leinwand kleckste, soll von Cardenio sein?"

„Was redet Ihr, frommer Bruder?" fragten die erschrockenen Väter.

„Ihr hört jetzt selbst," versicherte der arglistige Pilger, „daß dieses Bild eine

wahre Pfuscherei ist, gegen das, was er leistet."

„Ist es wahr, frommer Bruder!" hub der Prior an, „seid Ihr im Stande solch ein Bild zu malen?"

Sylvanus versetzte: „Ich will lieber einer Todsünde verdächtig sein, als einer solchen Pfuscherei."

„Bedenket wohl, was dies Bild kostet?"

„Es mag kosten, was es will, mein Werk ist es nicht."

„Die kostbarsten Bilder," fuhr der höllische Pilger fort, sind nichts, gegen das was er leistet."

„Bei Eurem Gehorsam, frommer Bruder!" gebot der Prior, „redet bei Ja und Nein. Seid Ihr im Stande solch ein Bild zu malen?"

„Edler Herr!" wandte sich Sylvanus an den Pilger. „Wenn Ihr meine Jugendwerke kennt, so redet für mich."

Und der ſchlaue Pilger ſprach mit Hoheit: „Fromme Väter! Ihr habt noch nie ein wahres Bild geſehen, Eure Vorſtellung haftet noch am Wirklichen, Eure Phantaſie hat ſich vom Sinnlichen noch nicht gelöſt. Ihr wißt nicht, was die Kunſt vermag, wenn ſie alle ihre Zauber, alle Pracht des Lichtes und der Farben entfaltet, und eine reiche Phantaſie ihren Offenbarungen Preis giebt. — Ihr aber, frommer Sylvanus, ſeid hier zwar unter einfältig ſchlichten Menſchen, die aber doch natürliche geſunde Augen haben und durch edle Kunſt zu täuſchen ſind. Was meint Ihr, wenn Ihr den ahnungsloſen Blicken das Heilige leibhaftig zeigtet; welche Ueberraſchung gäbe das, welche Bewunderung würde Euch zu Theil? — Wollt Ihr Euch dieſen Spaß nicht einmal machen, frommer heiliger Bruder?“

Dieſe Worte berührten den jungen Heiligen, wie Stahl den Funken ſprühenden

Stein, und seine ganze Heiligkeit vergessend, rief er:

„Ja, ich will wieder malen!“

„Thut es,“ versetzte der boshafte Pilger, „Rom, die überbildete Weltstadt, ist Eurer Wunderwerke nicht werth. Rom ist, wo Ihr seid, und hier wird Eure Kunst vorläufig den verdienten Lohn finden! — Fromme Väter,“ wandte er sich höhnisch und vornehm an die Mönche: — „Es ist Gebrauch und ich pflege die Sitte zu üben, alle Kirchen und Klöster, die sich auf meinen Wanderungen besuche, reichlich zu beschenken. Fromme Spenden bringen Heil, und Werke des Segens übe ich mit Leidenschaft. Eurem Kloster habe ich hier einen Schatz zugewiesen, gegen den alles, was ich ferner geben kann, obwohl ich sehr reich bin, arm und lächerlich ausfallen würde; darum scheide ich ohne Spende; denn in der That, fromme Väter, ich würde mich damit nur lächerlich machen. Auf Wiedersehen also in dieser

Welt, wo nicht," fügte er teufliſch lächelnd hinzu, „in einer anderen." — Er verneigte ſich ſehr tief und ging.

Befremdet ſchauten die frommen Väter einander an.

„Was hat er denn nachgewieſen?" fragten ſie. „Wo iſt der Schatz?"

„Hier," ſprach Sylvan und deutete auf ſich, in einem Tone und mit einem Stolze, der ſeiner gegenwärtigen Geſtalt auf's Lächerlichſte widerſprach. — „Ihr hört es, ich werde wieder malen!"

„Und ſeid Ihr wirklich ein ſo großer Künſtler."

„Ich bin der erſte Maler meiner Zeit. Was ich gelernt, kann heut niemand. Was ich ſchaffe, ahmt mir niemand nach. Gebt mir was ich brauche, und Ihr werdet ſehen, was ich vollbringe."

Die Zuverſicht, mit der er ſprach, bewog die frommen Väter, das ganze ungewöhnliche

Ereigniß dem Abt zu melden, und Sylvanus ward zu ihm gerufen.

„Iſt's wahr, mein Sohn?" fragte er, „biſt Du der erſte Künſtler Deiner Zeit?"

„Ja!"

„Warum haſt Du uns das verſchwiegen?"

„Aus Demuth! Ihr würdet mir auch nicht geglaubt haben, und ich hätte nicht erhalten, was ich brauche."

„Was brauchſt Du?"

„Gott ſchafft aus nichts, ein Maler braucht viel."

„So laß einmal hören, was?"

„Zwei Laienbrüder bitte ich meinen Befehlen zu unterordnen und jedes anderen Gehorſams zu entbinden. Sie müſſen kaufen und holen, und endlich auch bereiten, was ich begehre."

„Weiter."

„Entbindet mich, ſo lange ich male, aller meiner Kloſterpflichten."

„Ich thue es ungern. Allein in Betracht der wichtigen Dienste, welche Du dem Kloster leisten wirst, soll es geschehen."

„Die Kost der Mönche erhält den Geist nicht frisch und aufgelegt zur Arbeit. Ich muß bitten, Herr Abt, aus Eurer Küche gespeist zu werden."

„Das kann nicht sein, mein Sohn! Ich selber, ein achtzigjähriger Greis, der keinen Zahn mehr im Munde hat, bin freilich darauf angewiesen; aber erst auf ausdrücklichen Befehl des hochwürdigen Bischof's habe ich mich dazu entschlossen. Dir mein vielgeliebter blutjunger Sohn so nahrhafte Speisen zu reichen, hieße dem bösen Feind Thür und Thor öffnen."

Sylvan mit einem höflichen Achselzucken, welches bei seiner heiligen Gestalt abermals gar lächerlich herauskam, entgegnete:

„Hochwürdiger Herr Abt, wollt Ihr römische Meisterwerke in Eurem Kloster haben,

so haltet und bewirthet mich, wie es einem römischen Künstler gebührt.“

Der alte Prälat konnte es ihm nicht abschlagen, und es zuzugeben, lief wider sein Gewissen. „Ich muß zuvörderst den hochwürdigen Bischof darüber hören,“ meinte er endlich.

Der Bischof war nicht so gewissenhaft, wo es galt auf wohlfeile Art zu kostbaren Bildern zu gelangen.

„Sylvanus,“ lautete sein Gutachten, „scheint von guter Hand empfohlen und seiner Sache gewiß zu sein, auch bürgt sein bisher geführter erbaulicher Lebenswandel hinlänglich für ihn, man muß ihm daher in diesem wie in allem, was er sonst begehren sollte, willfahren. Es geschieht ja alles zu Nutz und Frommen der Kirche, und das Kloster wird seinen besten Vortheil davon ziehen.“

Sylvanus ſandte ſeine Laienbrüder weit umher, die nöthigen Einkäufe zu machen; auch vergaß er nicht, ſich Spiegel, Seifen, Balſame, Scheeren und Meſſer, und was zur Toilette gehört, anzuſchaffen; beſorgte ſich endlich auch ein neues Ordenshabit und legte mit ſeinem heiligen Ausſehen zugleich alle ſeine heiligen Gewohnheiten ab.

Die frommen Mönche freilich ſchüttelten ihre Köpfe, als er ſo jung und ſchön mitten unter ſie trat.

Er aber ſprach: „Mit langen Nägeln kann ich keinen Pinſel führen, und wo die Haare mir um's Geſicht fliegen, keine Zeichnung ſehen. Das Innere des Menſchen giebt ſich im Aeußeren kund, und wer nicht Anmuth und Adel in Geſtalt und Weſen trägt, wird ſie nimmermehr in ſeiner Seele finden.“

Indeß war alles eingerichtet und er begann ſeine Arbeit. — Die Kunſt hatte wieder neuen jungen Reiz für ihn gewonnen,

und alles ging ihm leicht von Händen; er selber mußte die Schöpfungen seines Pinsels bewundern und das Gelingen erneute die Begeisterung. Vom frühen Morgen bis zur Abendröthe stand er mit dem Pinsel und Palette auf seinem Gerüste und konnte selber kaum erwarten, verwirklicht zu sehen, was ihn so ganz und gar erfüllte.

Auch er malte eine heilige Jungfrau, die den Teufel mit Füßen trat. Theils um den Unterschied eines Meisterwerks aus Schwaben von einer Schöpfung des Cardenio von Rom darzuthun; theils auch, weil eben der Anlaß, durch welchen der höllische Pilger alle seine Kunsttriebe so mächtig zu entflammen vermochte, zugleich auch tief in seine Seele eingedrungen war.

Und kaum hob sich die Himmelskönigin in frischer voller Farbenpracht aus dem leicht-übermalten Hintergrunde, als die Mönche, die zum ersten Male das Heilige und Hehre mit leiblichen Augen sahen, Mirakel! riefen.

Der Reiz des Bildes, die nie geahnte Macht der Kunst ergriff sie wie Zauber, und sie würden ihn der Zauberei beschuldigt haben; nur mit der heiligen Jungfrau ließ füglich sich kein Zauber treiben. Sie urtheilten daher also!

Der Bruder Sylvanus war schon in Rom so fromm, daß die heiligen zu ihm in seine Werkstatt kamen, um sich von ihm malen zu lassen; in Schwaben ist er noch frömmer geworden, so daß bereits die heilige Jungfrau ihn ihrer Erscheinung würdigt, und treibt er es so weiter, so wird sich dereinst die ganze heilige Dreifaltigkeit von ihm abconterfeien lassen. Der schwarzlockige Pilger, der ihm so tapfer zusprach, wieder zu den Farbentöpfen zurückzukehren, war höchst wahrscheinlich ein Engel Gottes!“

Den heiligen Sylvan verdroß es freilich, daß man ihm allen Erfindungsgeist absprach, aber seine Betheuerungen, daß er kein Heiliger sei und mit dem Himmel durchaus nicht

in Berührung stände, halfen ihm nichts, und vergebens wiederholte er sein ganzes römisches Sündenregister; die guten schwäbischen Klosterbrüder erblickten darin nur die baare blanke Demuth eines Heiligen, um sich zur Andacht und Buße aufzumuntern, und die Erscheinung der himmlischen Jungfrau, war ihnen eine viel zu geläufige Vorstellung, von der sie so geschwinde sich nicht lossagen konnten, um sich zum Glauben an die schaffende Phantasie eines Künstlers zu bekehren.

Der erzürnte Künstler gestattete deshalb niemandem mehr den Zutritt auf sein Gerüst. Allein was half's? Jetzt wußte man, er wolle sich in seinen Visionen und himmlischen Verrückungen nicht stören lassen, und diese Kunde verbreitete sich im ganzen Lande; ganz Schwaben ward neugierig, wie die heilige Jungfrau eigentlich aussähe, und harrte mit Sehnsucht und Ungeduld auf die Vollendung des Bildes.

Indeß malte Bruder Sylvanus auch den Teufel, der ebenfalls gelang. Man konnte ihn, wie er zu Maria's Füßen ſich wand, ohne Abſcheu und Entſetzen nicht anſehen, und der Contraſt zwiſchen Himmel und Hölle war ſo wirkſam, das Bild gewährte einen ſo eigenthümlichen Anblick, daß man mehr und mehr hingeriſſen ward, je länger man es beſchaute. — Dennoch fehlte dem Bilde augenſcheinlich noch manches; die Anſtrengung des Malers, die Gewaltſamkeit der Begeiſterung verrieth ſich zu deutlich. Die wunderbarſten Effecte, die erſtaunlichſten Einzelheiten waren gehäuft, aber zu keinem Ganzen verſchmolzen, zu keinem Hauptzweck concentrirt. Es war der vulkaniſche Ausbruch einer pittoresken Phantaſie, aber kein Gemälde.

Sinnend ſaß Sylvanus eines Abends in ſeiner Zelle und ſprach mit ſich ſelbſt: „Ich habe zu raſch gearbeitet; ich habe mich berauſcht in meinen Eingebungen, ſtatt ihre

Ausführung mir zu überlegen. Jetzt habe ich Dinge gemalt, die ich selber nicht verstehe und so viel Einzelnes aufgehäuft, daß ich das Ganze nicht mehr überschauen kann.“

Die Lampe brannte düster; er füllte sie und verlängerte den Docht; — als er mit Erstaunen gewahrte, daß er nicht allein sei. Der schwarzgelockte Pilger stand hinter ihm und wild und zornig funkelten seine Augen.

„Sieh mich an!“ gebot er dem erschrockenen Maler. — „Gleiche ich dem ohnmächtigen Wurm, der sich auf Deinem Bilde krümmt? Bin ich der Geist, der sich mit Füßen treten läßt? — Nicht von Gott! geschweige von ihr. — Wie Du dastehst, elender jämmerlicher Pfuscher!“

„Pfuscher?“ fragte Sylvan und ermannte sich. „Du hast mich überrascht; ich bin sehr erschrocken, — aber einen Pfuscher soll mich der Teufel selbst nicht nennen.

So weit die Farben reichen, leiſte ich das Weltmögliche. Jetzt ſehe ich Dich und will Dich nun ſchon beſſer treffen."

„Aber ich drehe Dir den Hals um!" drohte wüthend der Teufel.

„Das kann meinen Ruhm nur mehren, dann wird man wiſſen, daß ich Dich getroffen habe."

„Hör' mich an, ich kann Dir nützlich ſein!"

„Das hätteſt Du in Rom gekonnt, in Schwaben brauche ich Dich nicht."

„Du willſt Dich alſo nicht mit mir verſtändigen?"

„Warum nicht! wenn Du manierlich biſt. Mein geiſtliches Gewand ſcheint Dir keinen ſonderlichen Reſpect einzuflößen; aber als Künſtler verlange ich Achtung von der ganzen Hölle."

„Nun wohl! ſie ſoll Dir werden. — Aber Du haſt mir einen empfindlichen Streich geſpielt!"

„Wie so?“

„Die Gegend hier ist ohnehin für mich die beste nicht. Die Schwaben sind gar zu verstreckt in ihrem Glauben, und mein Bischen Kundschaft willst Du mir hier vollends noch verderben mit Deiner albernen Heiligen und meinem jämmerlichen Conterfei.“

„Das thut mir wahrlich leid, allein — es läßt sich nicht ändern.“

„Du konntest Deine Heilige ein wenig verunstalten, mich aber gleichsam verschönern. Dein Bild bleibt gut genug für Schwaben. Hier versteht ja doch niemand was davon.“

„Ich soll mein eignes Werk verunstalten? das kann ich nicht, das wirst Du selber einsehen.“

„Bedenke nur, es nützt Dir nicht das mindeste, mich aber ruinirt es hier für immer. Ich habe Dir nichts in den Weg gelegt, da Du ein Heiliger werden wolltest,

was ſtörſt Du meine Verrichtungen als böſer Geiſt?"

„Kein Wort mehr! Solche Anträge beleidigen mich. Dergleichen muthet man keinem Künſtler zu. Ich verbitte mir das."

Und der Teufel, da er einſah, daß er nichts ausrichten könne, knirſchte mit den Zähnen, ballte die Fäuſte und ſeine rollenden Augen ſprühten Funken. —

„Pfuſcher, Du wirſt es bereuen!" mehr ſagte er nicht und verſchwand.

„Herrlich! göttlich!" rief Sylvan. — „Nein! teufliſch, wahrhaft teufliſch. Er hatte nämlich gewiſſe Züge der Wuth im Angeſichte ſeines hölliſchen Gaſtes wahrgenommen; jetzt konnte er einen Teufel malen: nicht das leere Schreckbild mit Hörnern und Pferdefuß, welches die bequeme Gottſeligkeit der Frömmler ſich denkt, um es mit drei Kreuzen zu verſcheuchen. Nein! den Teufel ſelbſt, wie er leibt und lebt, in Haß und Gift, in Fluch und Verdammniß. — Und

jetzt wußte er, woran es seinem Bilde fehle. — — Er öffnete sein Zellenfenster, denn zum Unterpfande seiner höllischen Rache, hatte der böse Feind einen wahrhaft pestilenzialischen Schwefelqualm hinterlassen.

Mit wahrem Dankgefühl begrüßte Sylvanus das junge Tagesgestirn und eilte auf sein Gerüst. Trunken hing sein Auge eine Weile an der hehren Gestalt der Himmelskönigin, dann ergriff er Pinsel und Palette und gab dem armen Teufel durch eine neue Falte um den Mund noch so viel unselige Verzweiflung und thierische Wuth, daß ihm nun selber vor diesem Anblick graute. Aber freilich erschien die Himmelskönigin jetzt zu matt, ihr Antlitz war in seiner Huld zu still, in seinem Zorn zu süß. Mehr Ernst mußte von guter Wirkung sein. Und der Künstler, der den Muth besaß, den Teufel in seiner Wuth zu belauschen, hatte auch Geisteshoheit den Zorn einer Himmelskönigin zu malen. Die Augen dunkler und blitzender, den

Mund schärfer und fester geschlossen. — Und Maria zürnte in allem Ernste himmlischer Erhabenheit, in aller Huld jungfräulicher Anmuth. Und jetzt waren die Hauptfiguren so wirkungsreich und farbig, daß die umgebenden Engel, wie vor Schreck über den feierlichen Moment, still und bleich in den Hintergrund wichen. — Das Bild war vollendet und Sylvanus fragte sich: „Habe ich das gemalt?“

„Ich soll ein Pfuscher sein?“ fuhr er nach einer langen Pause fort. „Sieh' her, Satan! bin ich ein Pfuscher? — Satan! ich verdanke Dir meine besten Ideen! Habe Dank, Satan! Wackerer Satan! schönen Dank!“

Aber mit einem Male bebte das Gerüst, die Bretter und Balken wankten und wie Sturmgeheul brauste es durch die Wölbungen der Kirche. Die Thüren flogen aus den Schlössern, die Fenster klirrten in den Rahmen und in Trümmern krachte und stürzte

das Gerüst zusammen, während ein heiseres Hohngelächter erscholl und ein schwarzer giftgeschwollener Drache sich zum Kirchenfenster hinauswälzte.

Der begeisterte Maler war mit den Balken und Brettern gestürzt, doch mitten im Fallen ward er wie von unsichtbaren Armen gehalten: seine Kutte hatte sich in den scharfen Kanten der ungeschickten Engelsfittige festgehakt und erhielt ihn schwebend zwischen Himmel und Erde.

„Hülfe! Hülfe!" rief er den herbeieilenden Mönchen zu. „Hier hänge ich und lerne daß Gottes Allweisheit sich auch in Pfuschereien offenbart. Hätte Phidias diese Engel aus Marmor gemeißelt, so würde der größte Maler seiner Zeit den Hals gebrochen haben."

Die Mönche hatten ihn endlich befreit und sprachen:

„Was redet Ihr von Pfuscharbeit und von Engeln, frommer Sylvan! Unstreitig hat

die heilige Jungfrau ihre Arme aus dem Bilde vorgestreckt um Euch zu halten, und weil sie nicht weiter reichen konnte, hat sie Euch einstweilen hierher gehängt."

„Die heilige Jungfrau?" fragte Sylvan erschrocken. Denn in der That, das Altarbild durfte heut noch keine Wunder thun, es war noch naß, des Beste war eben erst gemalt, wie leicht konnte etwas sich verwischen.

Aber nein, das Bild war unversehrt und nicht einmal Staub war an die frische Farbe gekommen; es prangte und offenbarte sich in aller Huld des Himmels und mit allen Schrecken der Hölle, feierlich, lieblich und fürchterlich, wie die Gottheit selbst.

Da brach Sylvanus in Thränen aus. „Lieben Brüder!" rief er, „ob ich ein Heiliger bin, ob mich die Himmelskönigin in Schutz nimmt? Ich weiß es nicht. Erschienen ist sie mir nicht und ich brauche sie auch gar nicht, ich kann ein solches Bild

malen ohne sie. Der Hölle aber bin ich ein Aergerniß und der Satan ist mir erschienen; Ihr könnt Euch davon überzeugen, denn noch riecht es in meiner Zelle nach Schwefel; er kam vergangene Nacht mir zu sagen, daß ich ein Pfuscher sei. — Ach, liebe Brüder! glaubt ja nicht, daß ich ein Pfuscher bin: so denkt Satan; das sind die Gedanken des Abgrundes und der Finsterniß, und wofern Ihr das von mir denkt, seid Ihr mit Leib und Seele verloren. — Nein, seht her. Ist dieses Bild Pfuscherei? Es ist Vollendung! O, nicht der böse Feind hat das Gerüst eingestürzt, dieses Bild hat im Augenblick seiner Vollendung die Enthüllung selber vorgenommen, es ist zu stolz auf sich, es will nicht verborgen sein."

Die frommen Mönche betheuerten: der Satan möge sagen was er wolle, sie würden ihm nie auch nur eine Sylbe glauben. — —

Die Einweihung des Altarbildes wurde zur Vesper vorgenommen, denn das Licht der Abendsonne war dem Bilde vortheilhaft und Sylvanus hatte alle Anstalten getroffen, eine besonders magische Wirkung hervorzubringen. Die ungeschickte Kirche vermochte nicht die neugierige Menge zu fassen. Nur die Vornehmsten der Umgegend wurden aus besonderer Vergünstigung herzugelassen. Das Volk drängte sich umsonst weit vor den geöffneten Kirchenthüren.

Ein leichter Vorhang verhüllte das Bild: er schob sich geräuschlos fort, während die Mönche das Ave sangen. Und die heilige Jungfrau selbst, hätte sie die fromme Menge ihrer Erscheinung gewürdigt, konnte mit mehr Ueberraschung und größerem Staunen nicht begrüßt werden. Anfangs starrte man sprachlos hin, dann seufzte und schluchzte man, endlich brach man in Thränen aus, raufte sich das Haar und schlug sich die Brüste. Und der jüngste Tag, wäre er jetzt

angebrochen, die Posaune des Weltgerichts hätte kein Schrecken verursacht. Niemand dachte an sich, niemand fühlte sich selbst, alles war aufgelöst im Anblick des Wunderbildes — des ersten Bildes, das man in Schwaben sah.

Und siehe, eine Jungfrau trat aus der Menge, die schönste und reichste in ganz Schwaben, ihr Name war Hulda von Hirschau. Sie bat um die Erlaubniß, der Himmelskönigin eine Spende darzubringen, und kniete vor dem Bilde nieder, entledigte sich all ihres Schmuckes und legte ihn auf den Altar, dann sprach sie mit zärtlicher Stimme: „O, himmlische Maria! bisher glaubte ich und die Menschen sagten mir, daß ich schön sei, nun ich Dich aber sehe, verachte ich meine Körperreize dergestalt, daß ich sie jeglichen Schmuckes unwerth finde: nimm all mein kostbares Geschmeide! ich gefalle mir selbst nicht mehr und werde mich nie wieder schmücken, all mein Hab und Gut

weihe ich Dir und will ein Kloſter bauen zu Deiner Ehre. Erhabene Himmelskönigin! verſchmähe nicht das Opfer Deiner demüthigen Magd und gieb die Zufriedenheit ihr wieder, die ſie verlor, weil ſie Dein himmliſches Conterfei erblickte.

Solch holdes Beiſpiel mußte Nacheiferung erwecken, und was Hulda von Hirſchau that, galt für muſterhaft! Alle ſchönen Mädchen ſchätzten es ſich zur Ehre, ihr etwas nachahmen zu können. — Gleich trat noch eine Jungfrau aus der Menge und legte ihren Schmuck auf den Altar nieder und weihte ſich mit Bewilligung ihrer Eltern, Verwandten oder Vormündern, der Himmelskönigin, und noch eine folgte ihr und wieder und wieder eine, und nur die ſchönſten und reichſten wagten ſich hervor: die ärmeren hatten nichts zu bieten und zu ſpenden und die häßlicheren keine Schönheit zu verleugnen. Die zwanzig ſchönſten und reichſten Jungfrauen in Schwaben entſagten der Welt und viele

vornehme und reiche Jünglinge ſahen dies und fühlten nicht, welch Glück und welche Hoffnungen ihnen ſchwanden; aber ſie weinten mit allen anderen und riefen:

„Ein Kloſter bauen! ein Kloſter bauen! ſammelt die Spenden!“

Und den Mönchen, welche nicht raſch genug ſich durch die Menge winden konnten, wurden Beutel und Büchſen aus den Händen geriſſen und augenblicklich gefüllt zurückgegeben. Der fromme Eifer war ſo groß, daß jeder hingab, was er von Werth bei ſich hatte, und nicht der kleinſte Ring, nicht das geringſte Geſchmeide wurde verſchont und entging der Aufopferung.

Sylvanus ſah die großen Haufen Silbers, Goldes und funkelnden Geſchmeides auf dem Altare ſtets ſich mehren; er ſah die ſchönen reichen Jungfrauen ſchmucklos und doch ſo ſchön, voll Demuth und Entſagung ſeine Himmelskönigin anblicken; er hörte das Schluchzen und Weinen der zerknirſchten

Menge und war wie im Traume, wie in einem entzückenden Rauſche. Mit einem Male kam ſeine vor kurzem abgelegte Heiligkeit von neuem über ihn. Er tritt mitten unter die ſchönen Jungfrauen und warf ſich vor ſein eigenes Bild nieder.

„Vergieb, o heilge Gottesmutter!" rief er außer ſich, „meinen ſündigen Ehrgeiz, meine künſtleriſche Verſtocktheit, die ſich anmaßten, Dein heiliges Conterfei für eigene Phantaſie zu halten. Du haſt mir die Hand geführt, Du mir dieſe wonnevollen Ideen eingegeben. Haſt Du mich gleich Deiner Erſcheinung nicht gewürdigt, ſo iſt dies dennoch Dein Conterfei, ja Du biſt es ſelbſt, denn wie wäre ich unſaubrer garſtiger Wollüſtling fähig, dieſe zwanzig ſchuldloſen Jungfrauenherzen durch meine Kunſt und meinen Geiſt Dir zuzuführen?" — Bei dieſen Worten knieeten alle zwanzig Jungfrauen wie auf ein gegebenes Zeichen nieder und falteten ihre kleinen weißen Hände. — Der entzückte

Maler war nahe daran, vor Freuden den Verstand zu verlieren. —

„Betet!“ rief er, „betet für mich, ihr Engel!“

„Fromme Christen!“ wandte er sich an die Menge, „die ihr die nassen irdischen Augen hier zum Allerheiligsten erhebt, gedenkt in eurer flammenden Andacht auch meiner, daß so viel Himmelsgnade mir nicht die Sinne raubt!“

Er warf sich mit verhülltem Angesicht zu Boden und die Mönche stimmten das **Salve Regina** an.

Auch der Teufel war in der Kirche. Er war nicht begünstigt worden. Er hatte sich gottloserweise *eingeschlichen*! — Aber er war vor Verdruß und höllischem Unmuth außer sich.

„Ach!“ seufzte er in teuflischer Reue, „warum ließ ich dies vermaledeite liederliche Genie nicht heilig bleiben, eh' er mir ganz Schwaben selig pinselt. So etwas kann mir

nur in Schwaben paſſiren; hier iſt die Dummheit epidemiſch und der Teufel ſelbſt kann nicht umhin, in Schwaben Schwabenſtreiche zu begehen.“

Das Kloſter war jetzt reich und man wußte den Schatz keinem beſſern anzuvertrauen als dem heiligen Sylvanus. Er erhielt die zweite Weihe und hieß nun Pater Sakriſtan. Auch der Bau eines Nonnenkloſters wurde ihm aufgetragen und für die zwanzig ſchönen reichen Jungfrauen, welche ſich dem Conterfei der Himmelskönigin geweiht, hatte der Biſchof einſtweilen einen Flügel ſeiner Burg eingeräumt, allwo ſie ihr Novitiat antraten. — Sie bedurften eines Beichtvaters, und ihre Wahl, die ihnen freigelaſſen war, fiel einſtimmig auf den Pater Sakriſtan: vielleicht minder ſeiner Heiligkeit als ſeines neuen Ordenskleides halber, welches einen gar zierlichen Schnitt hatte.

Wirklich konnte Niemand ſo vornehmen und reizenden jungen Novizen beſſere Trö-

ſtung und geiſtliche Zuſprache verabreichen als der fromme Sylvan. Er erlaubte ihnen gegen alle Kloſterregel den Spiegel; ſie ſollten ſich putzen und fleißig hineinſchauen, um eingedenk zu ſein, wie viel ſchöner die heilige Jungfrau auf dem Altarbilde ſei, als ſie, und wären ſie noch ſo koſtbar geſchmückt. Dieſes Conterfei hatte ihnen den frommen Vorſatz eingeflößt, der Welt zu entſagen; er mußte ihnen alle andere fromme Vorſätze ebenfalls einflößen. — Und die zarten lieblichen Kloſterlilien, wie wetteiferten ſie, die reinen Blumenherzchen ihrem ſchmucken jungen Seelengärtner zu erſchließen? — Er aber fühlte recht, was Gnadenfülle ſei, wenn er ihnen ihre zarten Jungfrauen-Sünden vergab, und während er ihnen die Freuden des Paradieſes verſprach, hatte er ſelbſt mitten unter ihnen den Vorſchmack davon! mit einem Worte, er erblickte in ſeinen Beichtkindern lauter Engel an Unſchuld und Liebenswürdigkeit, und darum ſollte das neue Klo-

ſter auch ein Paradies für ſie werden: es ſollte in einer reizenden Gegend prangen, von allen Seiten ſich gut ausnehmen, nach allen Seiten hin die herrlichſten Ausſichten haben und endlich von zierlichen Gartenanlagen umgeben ſein. Das hatte ſeine Schwierigkeiten, es galt die mögliche Pracht und Bequemlichkeit in einem engen Kloſterſtyl zu verſtecken, und Sylvanus konnte beſſer ein Bild malen, als ein Kloſter bauen. Er machte ſich viel vergebliche Mühe und ſeine ſonſt ſo ergiebige Phantaſie wollte ihm diesmal nicht genügen. Aber was thut man nicht für zwanzig ſo liebenswürdige und reizende Beichtkinder. —

Eines Abends ſaß er in ſeiner Zelle und zeichnete emſig, aber wieder wollte ihm nichts gelingen und ſo fing er entſetzlich an zu fluchen; eine alte römiſche Gewohnheit, die er in Schwaben neuerdings wieder angenommen.

Indem pochte es ganz leise an die Thür, und der heilige Sylvan rief: „Herein!“

Der hohe schwarzgelockte Pilger trat näher und wünschte höflich: „Guten Abend!“

„Guten Abend, böser Geist!“ entgegnete stolz der fromme Sylvan. „Kömmst Du etwa mir zu sagen, daß ich ein Pfuscher bin?“

„Bewahre mich dafür der heilge Sylvan. Hier in Schwaben bekehre ich mich, und wie Ihr hört, rufe ich schon den Landesheiligen an.“

„Was hat diese Veränderung bewirkt?“

„Es ist keine Veränderung. Ich bin mit Gott zerfallen, aber nicht mit Rom. Jesus Christus ist mein Feind, nicht sein Statthalter auf Erden. Ich habe einige Hoffnung selig zu werden.“

„Welche?“

„Es giebt schon Heilige, welche mir ihre besten Ideen verdanken.“

„Das kann ich nicht leugnen.“

„Darum will ich ſelbſt ein Heiliger werden.“

„Du böſer Geiſt, wie willſt Du das anfangen?“

„Ich baue Nonnenklöſter!“

„Das iſt keine leichte Arbeit.“

„Wollt Ihr meinen Riß ſehen, heiliger Sylvan?“ Er langte in ſeinen Pilgerſack und überreichte dem jungen Sakriſtan eine Zeichnung, bei deren Anblick Sylvanus ſich vor die Stirn ſchlug.

„Das löſt alle Räthſel,“ rief er „an dieſe großen Raumverhältniſſe wollte ich mich freilich nicht wagen. Allein warum nicht.— Das Geld iſt da, nnd dieſer Bau verkündet meinen Ruhm der fernſten Zeit. Satan, Du biſt ein guter Baumeiſter, was verlangſt Du für den Riß?“

„Ihr könnt ihn nicht gebrauchen.“

„Wer ſagt Dir das?“

„So viel Geld habt Ihr nicht im Schatze.“

„Das kümmert Dich nicht.“

„Was hilft Euch dies Kloſter; für zweihundert Nonnen wäre es zu groß, und Ihr habt nur zwanzig.“

„Ich habe Mittel, Schatz und Klöſter zu füllen.“

„So will auch ich großmüthig ſein; ich ſchenke Euch den Riß.“

„Der Teufel ſchenkt?“

„Warum nicht? Es iſt mir nur um Eure Freundſchaft zu thun.“

„Auf dies Gegengeſchenk werde ich mich doch noch beſinnen.“

„Nach Gefallen! Aber gebt Acht! Wir werden noch die beſten Freunde und Heiligen mitſammen. — Lebt wohl!“

„Halt!“ rief der fromme Sylvan, „was bedeuten dieſe Paralellinien, die bis an den Rand der Zeichnung laufen?“

„Nichts! Eine bloße Phantaſie! — Sie

ſollen einen unterirdiſchen Gang vorſtellen, der nach einem nahen Mönchskloſter führt. — Lebt wohl!“

Er ging, und Sylvanus, noch immer die Zeichnung bewundernd, ſprach:

„Pfui! einen ſo edlen Riß durch einen ſo gemeinen Zuſatz zu entſtellen.“ — Die Linien verdroſſen ihn, er wiſchte ſie hinweg, indem er unwillig murmelte: „Der Teufel muß doch überall ſeinen Schwanz nachſchleppen.“

Das prächtige Kloſter war vollendet, und um die Einweihung feierlich zu begehen, ſollten alle zwanzig Novizen auf einmal den Schleier nehmen. Sylvanus hatte Prachtliebe, Kunſt und Geſchmack aufgeboten, das Feſt denkwürdig und ergreifend anzuſtellen.

„Dieſer Euer Ehrentag," ſagte er ſeinen Novizen, „wird allein hinreichen, Euch für alle weltlichen Freuden, auf die Ihr wohlweislich verzichtet, und deren Nichtigkeit Ihr klüglich einſeht, reichlich zu entſchädigen. Ich habe ein Schauſpiel veranſtaltet, dergleichen hier noch nie geſehen worden und auch nie wieder geſehen werden wird. Es wird ſcheinen, als ginget Ihr lebendigen Leibes in die Freuden des Himmels ein, und man wird Euch Thränen der Andacht, Liebe und Wonne nachweinen. Und die älteſten Greiſe werden dereinſt noch gegen ihre Enkel und Urenkel ſtolz und freudig ſich rühmen: „Ich habe ſie einkleiden ſehn, die zwanzig holden Himmelsbräute; es waren die ſchönſten Mädchen in Schwaben: Erſt ſahen ſie aus wie die Engel und dann wie die Verklärten." — Dann ſeid Ihr vielleicht ſchon Engel oder Verklärte; bis dahin aber ſollt Ihr es gut haben und werdet Euch bald ſelbſt überzeugen, wie ich für Euch ſorge."

Die schönen Novizen hüpften und tanzten vor Freuden, umarmten, herzten und küßten sich, und auch den heiligen Pater Sakristan küßten sie Hände und Kleider, welcher von dieser Gutherzigkeit sehr erbaut war und in ein äußerst frommes Entzücken gerieth.

Am glücklichsten von allen war Hulda. „Wenn sie aussehen wie Engel," dachte sie, „werde ich einem Erzengel gleichen, und wenn sie aussehen wie die Verklärten, bin ich die Heilige unter ihnen." —

Aber mitten in der Nacht hörte Hulda ihren Namen rufen, sie erwachte, und als sie die Augen aufschlug, war ihre Zelle von einer dunkelrothen Flamme erleuchtet. Der

schwarzlockige Pilger mit einer Pechfackel stand vor ihr und redete sie an:

„Schöne Hulda! laß Dich bewundern, wenn auch nur beim Flammenschein einer höllischen Fackel!"

Die arme fromme Jungfrau schrie laut auf, betete und schlug Kreuze, und beschwor den bösen Geist bei allen himmlischen Heerschaaren ihr zu gestehen, was ihm die Macht gäbe, sie heimzusuchen.

„Ich habe diese Macht," antwortete der Pilger, „weil Du in einem verderblichen Irrthum steckst. Du hältst das Altarbild des Pater Sakristan für das Contrefei der Mutter Maria, da es doch nur seine eigene Erfindung ist. Dadurch habe ich die Macht, nicht nur über Dich, sondern auch über Deine neunzehn Mitschwestern und endlich über alle, welche diesen Irrthum theilen. Mit Dir mache ich den Anfang. Wehe Dir! Du Unglückselige! Die Himmelskönigin hat kein schwarzes Haar, sondern blondes wie

Du; denn ſchwarz iſt meine Farbe und die laſſe ich mir nicht nehmen. Auch hat ſie keine braune Augen, ſondern blaue; denn der Himmel iſt nicht braun, ſondern blau. Du hätteſt beſſer gethan, Deine Sönheit vor dem erſten beſten Marienbilde auf dem Markte oder auf der Landſtraße zu verleugnen; denn es ſind meiſtens blonde Marienbilder, wie plump und unſchön ſie auch ſein mögen, ſo würdeſt Du die heilige Jungfrau weit weniger beleidigen, wenn Du eines derſelben für ihr Contrefei erklärſt, als wenn Du glaubſt, ſie ſei eine Brünette, wie der Pater Sakriſtan ſie gemalt. — In Wahrheit, Hulda, Du biſt weit ſchöner als jenes Bild, frag Deinen Spiegel nur, und bedenke wohl, wie viel beſſer Deiner weißen Haut eint himmelblaues Sternenkleid ſtehen muß als dieſer bräunlichen Maria. Auch eine goldne Glorie wird Deinen blonden Locken ganz natürlich kleiden, während ſie von ihrem ſchwarzen Haar nur abſticht.“

Die fromme Novize ließ ihn nicht weiter reden. „Weiche von mir, böser Feind!“ rief sie, „im Namen der heiligen Dreieinigkeit! Die Himmelskönigin ist blond wie ich und keine Brünette, und Du sollst keinen Theil an mir haben.“

Mit entsetzlichem Fluchen und Gepolter verschwand der hölliſche Geist, und Hulda war sehr froh ihn los zu sein.

Sie stand auf, öffnete das Fenster, denn in ihrer Zelle roch es gewaltig nach Schwefel, dann segnete und weihte sie sich und sprach:

„Die heilige Jungfrau kann mir nicht zürnen! Nicht jedes Mädchen thut für sie, was ich gethan habe. Neunzehn Himmelsbräute habe ich ihr zugeführt, und nun ich weiß, daß sie blond ist, habe ich sie noch einmal so lieb.“

Am folgenden Tage hörte der heilige Sylvan die Beichte seiner Novizen, welche allemal so erbaulich lauteten, daß er gerühr-

tem Herzens ſtets ihnen Abſolution ertheilte; dies waren die glücklichſten Stunden ſeines Lebens.

- Aber heut' erhob ſich ein zärtliches Stimmchen, welches der fromme Sylvan nur allzuwohl kannte, und flüſterte gar trübſelig:

„Ach, heiliger Vater, der böſe Feind hat dieſe Nacht mich heimgeſucht und mir geſagt, daß ich ſchöner ſei als die Himmelskönigin auf Eurem Altarbilde.“

„Das lügt der böſe Feind!“ rief der beleidigte Künſtler. „Kann die gemeine träge Wirklichkeit dem Künſtler folgen, den die mächtigen Schwingen der Begeiſterung empor zum Himmel tragen? Wie, Unglückſelige! als Du mein Altarbild erblickteſt, fühlteſt Du da nicht, wie ſchwach Deine irdiſchen Reize ſind gegen dieſe Offenbarung göttlicher Holdſeligkeit?“

„Heiliger Vater, ich habe mich ſeitdem zu meinem Vortheil verändert. Ich bin et-

was bläſſer und magerer geworden, und das kleidet mich ausnehmend gut.“

„Hat der böſe Feind Dir das geſagt?“

„Nein, heiliger Vater, wahrhaftig nicht; das weiß ich von meinem Spiegel.“

„Her Deinen Spiegel, wenn er Dich auf ſolche Gedanken bringt.“

„Heiliger Vater! wäret Ihr im Stande, mir meinen Spiegel zu nehmen?“

„Gieb ihn gutwillig, oder —“

„Heiliger Vater! wenn Ihr mir meinen Spiegel nehmt, ſo muß ich dem böſen Feind alles auf's Wort glauben.“

Der ſtolze römiſche Künſtler hielt ſich nicht länger, zornig verließ er den Beichtſtuhl und ſtand drohend vor Hulda.

„Wieſt Du gehorchen?“ fragte er. — Aber er ſah die Novize: ſie lag noch vom Beichten auf ihren Knieen und hatte den Schleier zurückgeſchlagen. Thränen hingen in ihren langen blonden Wimpern und glänzten auf ihren zarten Wangen. Ihr Glaube

ſchöner zu ſein als das Contrefei der Himmelskönigin, die ſchmerzliche Beſorgniß für ihr beſtes Gut, ihren Spiegel, machten ſie in dieſem Augenblick zu einem Ideal. Und ſie flehte ſo rührend:

„Heiliger Vater! ich habe meinen Schmuck, mein Habe und Gut, Alles Eurem Bilde geopfert. Ich habe ihm ein Kloſter gebaut, und mich ſelbſt als Himmelsbraut ihm geweiht. Laßt mir meinen Spiegel, es iſt das Einzige was ich auf dieſer Welt noch mein nenne, und ich bitte Euch auf meinen Knieen darum.“

Sylvanus war ein Kenner. Jede Schönheit rührte ihn und er würdigte jede Illuſion nach ihrem Werthe.

„Behalt Deinen Spiegel,“ ſprach er ſtolz, „Du biſt ſchön, ich male Dich!“

Hulda gerieth in holde Freude: „Mit einem himmelblauen Sternenkleide,“ fragte ſie, „und eine goldene Glorie um den Kopf?“

„Nein!“

„Aber heiliger Vater!“ flehte sie, „wir müssen gleich gekleidet sein, sonst läßt sich nicht unterscheiden, wer am schönsten ist: der Anzug thut viel.“

„Du bist keine Königin der Himmel,“ fuhr der Maler begeistert fort, „Du bist die Königin der jungen Schöpfung, das erste jungfräuliche Weib in frisch vollendetem Reiz der Schöpferhand entnommen. Ich male Dich, nicht als Maria, sondern als Eva.“

„Aber was werde ich anziehen, heiliger Vater, das ist die Hauptsache!“

„Anziehen!“ rief der fromme Sylvan verdrießlich. — „Anziehen! — im Gegentheil! was hatte Eva im Paradiese an?“

Und glühendroth, stolz und empört erhob sich Hulda von ihren Knieen. — „Ich bin eine vornehme Novize, heiliger Vater!“ rief sie, „vergeßt das nicht, wenn ich im Kloster solchem Schimpfe ausgesetzt bin, so kann ich den Schleier nicht nehmen.“

„Hulda, welche Anwandlung!“ rief der erſtaunte Sylvanus.

„Wider Verführung,“ fuhr ſie fort, „habe ich Tugend, wider Gewalt weiß ich zu ſterben. Was aber ſchützt mich gegen ſolche Hinterliſt, wenn Ihr Gott und Menſchen und die Rache meiner Anverwandten ſo wenig fürchtet?“

„Hulda, biſt Du raſend?“

„Laßt uns offen gegen einander ſein! Ich weiß, Ihr haſſet mich, weil ich ſchöner bin als die brünette Gottesmutter, welche Ihr für das Contrefei der heiligen Jungfrau ausgebt. Allein ich bin ſo hülflos nicht, wie Ihr denkt. Ich habe gezeigt, wie man das Contrefei der Himmelskönigin würdigt und verehrt, ich kann auch zeigen, wie man ein Marienbild von Eurer Erfindung verachtet. Auch habe ich noch kein Gelübde abgelegt. Noch ſteht es in meinem Willen, meinen Entſchluß zu ändern, und wenn ich den Schleier nicht nehme, nimmt ihn keine

meiner neunzehn Schwestern, denn sie thun nur, was sie mich thun sehen. Und wofern Ihr wagt, mit einem Striche nur ein solches Bild zu beginnen, so verrathe ich den Betrug, den Ihr der ganzen Christenheit mit Eurem Altar spielt, und fordere alle Welt auf, zu entscheiden, wer schöner ist, Eure braune Maria oder ich."

Sylvanus erblaßte bei dieser fürchterlichen Drohung. Verschönt durch Stolz und Zorn, wie Hulda jetzt vor ihm stand, gewahrte er deutlich, wie gefährlich natürliche Reize geträumten Kunstschönheiten sind. Und er befand sich in Schwaben, wo niemand etwas von der Kunst verstand. Er glaubte daher zum Aeußersten schreiten zu müssen, ergriff sie beim Arm und gebot: „Folge mir!" Sie sträubte sich nicht. Er führte sie nach ihrer Zelle, stieß sie hinein und schloß hinter ihr zu.

„Er sperrt mich ein," dachte Hulda, „damit mich niemand sehen und Vergleiche

anſtellen ſoll. Aber die heilige Jungfrau wird mich ſchützen. Welch ein Glück, daß ich meinen Spiegel gerettet.“

Sylvanus begab ſich geradewegs zum Biſchof. — Unterwegs war ihm, als verfolge ihn eine heiſere Stimme: „Du haſt Dein Kloſter umſonſt erbaut, da ſteht es, unbezahlt, ein leerer, glänzender, unbezahlter Schwabenſtreich.“

Er berichtete dem Biſchof, daß die Novize Hulda von Hirſchau beſeſſen ſei, ſich weigere den Schleier zu nehmen, und vorläufig an die Einweihung des Kloſters nicht zu denken ſei.

Der hochwürdige Herr gerieth in die heiterſte Laune: — „Wenn nur diesmal der Teufel recht hartnäckig ſein wollte,“ ſagte

er, „damit ich einmal meine ganze Kraft an ihm auslassen kann. Aber er kennt mich schon und zieht sich bei Zeiten zurück.“

„Hochwürdiger Herr!“ entgegnete Sylvan, „sie ist gefährlich, die andern Novizen thun ihr alles nach, wovon soll das Kloster bezahlt werden, wozu haben wir es erbaut, wenn keine Novize den Schleier nimmt?“

„Mein guter Sohn, beruhige Dich,“ lächelte der Bischof. „und frage nur in einigen Tagen wieder nach. Du wirst Dein blaues Wunder sehen! Ich lasse sie hungern und kasteien; in einem nüchternen Leibe sitzt der Teufel niemals fest.“

Er behielt den frommen Sylvan zu Tische bei sich und setzte ihm von seinen besten Weinen vor.

Auch der Abt maß diesem Vorfall keine sonderliche Wichtigkeit bei. „Du bist sehr jung und unerfahren, mein guter Sohn,“ sprach er, „unter den frommen Himmelsbräuten herrscht niemals Frieden, der Teufel

treibt ſein Spiel mit ihnen alle Augenblicke und ſie gerathen bald auf dieſe, bald auf jene Einbildung, wie die ſchwangeren Weiber. Aber das vergeht, wie es kömmt, und hat nie etwas zu bedeuten. Du haſt genug gethan, die Beſeſſene abzuſperren, und bei dem Biſchof haſt Du Dich in Gunſt geſetzt. Der hohe geiſtliche Herr iſt ein leidenſchaftlicher Teufelsbanner, wo es etwas zu exorciſiren giebt, läßt er alles andre ſtehen und liegen. Seine Hochwürden haben, wie ich in Demuth auszuſprechen wage, im Teufelaustreiben ihren Narren gefreſſen.“

Aber Sylvanus konnte Hulde nicht vergeſſen. Wie ſie ſo rührend um ihren Spiegel flehte, wie ſie ſo ſtolz und verſchämt ihm zürnte, blieb unauslöſchlich ſeiner Seele eingeprägt. Natur und Kunſt hatten ſich in ihm entzweit: die Himmelskönigin entzückte ſeinen Geiſt, Hulda entflammte ſeine Sinne. Wie Herkules ſtand er am Scheidewege,

aber, nur einen Augenblick war er unentschlossen.

„Du siegst, hehres Marienbild!“ rief er mit herkulischem Tugendmuth. „Dich, Hulda, male ich als Königin der jungen Schöpfung, sei Du mein zweites Ideal, doch wage ich nicht, Dich gegen mein erstes Ideal aufzulehnen, oder die Liebe, die Du mir eingeflößt, verwandelt sich in Haß und — ich verderbe Dich.“ —

Nach wenig Tagen begab sich der Bischof in die Zelle der vermeinten Besessenen, die von Hunger und Mißhandlungen bleich und entkräftet auf ihrem Bette lag. Aber Blässe und Mattigkeit kleideten sie ausnehmend, wie sie mit Recht schon gegen den frommen Sylvanus behauptet hatte. Der

Biſchof fühlte Mitleid mit der reizenden Dulderin, er griff den Teufel gleich hart an und legte ihr die Evangelien auf den Kopf, dies kann kein Beſeſſener vertragen, er bekömmt ſogleich Krämpfe. Hulda aber blieb ruhig, während er ſeine Litaneien las, und ließ ſich alles gefallen.

„Du biſt nicht mehr beſeſſen," ſagte der Biſchof endlich, „der Teufel iſt ſchon von Dir gewichen."

„Ich war es nie," entgegnete ſie ſchmachtend, „der Pater Sakriſtan haßt mich und will mich verderben."

„Hulda, was ſprichſt Du?"

„Hochwürdiger Herr, habt die Barmherzigkeit und hört meine Beichte."

Der Biſchof konnte ihr das nicht abſchlagen, er traf ſeine Vorbereitungen und ließ ſie reden.

„Ich bekenne mich ſchuldig und bereue von ganzem Herzen, den ſündlichen Irrthum

gehegt zu haben, daß die heilige Jungfrau eine Brünette sei.“

„Meine Tochter, das ist keine Sünde, die Kirche macht Dir keine Vorschrift darüber.“

„Ach, hochwürdiger Herr, dieser Irrthum lastet schwer auf meinem Gewissen. Ist nicht blondes Haar schöner als schwarzes und blaue Augen schöner als braune?“

Da Hulda mit ihren schönen blauen Augen den Bischof so fromm anblickte, und er auch nicht umhin konnte, zu bemerken, welch schönes blondes Haar sie habe, mußte er aus voller Ueberzeugung sagen:

„Ja, blaue Augen sind schöner als schwarze und blondes Haar schöner als schwarzes.“

„Wie gottlos war ich, mir schöneres Haar und schönere Augen beizumessen, als die heilige Jungfrau hat. Nein, ihr Haar ist goldgelb, schöner als das meinige, und ihre Augen sind blau, denn als Himmelskö-

nigin muß ſie blaue Augen haben, blau iſt die Farbe des Himmels. Vergebt mir meinen Irrthum, heiliger Biſchof.“

„Im Namen der Kirche und vermöge ihrer Gnadenfülle vergebe ich es Dir, meine Tochter.“

„Dieſen Irrthum,“ fuhr Hulda fort, „hat der Pater Sakriſtan mir beigebracht, und wird damit die ganze Chriſtenheit dem böſen Feind in die Hände liefern. — Ja, erſtaunt nur; hochwürdiger Herr, aber die Himmelskönigin auf dem Altarbilde, die er für das Conterfei der heiligen Jungfrau ausgiebt, iſt nur ſeine eigene Erfindung.“

„Woher weißt Du das?“

Hulda erzählte ihm, auf welche Weiſe der böſe Feind ſie heimgeſucht und was er ihr alles offenbart.

„Du darfſt aber nicht glauben, was der böſe Feind Dir offenbart.“

„Ich glaubte ihm gar nichts, aber der Pater Sakriſtan hat ſich mir offenbart, ich

wollte ihm alles beichten, allein schon beim ersten Worte verlangte er meinen Spiegel. Darauf sperrte er mich ein, damit meine Schwestern mich nicht sehen und auch bei ihrem Irrthum bleiben mögen, und er läßt mich hungern und geißeln und wird mich gewiß noch unter die Erde bringen, denn seinem Altarbilde opfert er die ganze Christenheit."

„Hulda, Du thust eine große Sünde, dies von Deinem Beichtvater zu sagen."

„Ach, hochwürdiger Herr, ich habe von ihm mehr als meinen Tod zu fürchten, denn als ich ihn fußfällig und mit Thränen bat, mir meinen Spiegel zu lassen, drohte er mich zu malen — wie? — kann ich nicht sagen." Verschämt schlug sie beide Hände vor die Augen.

„Du mußt mir Alles sagen, meine Tochter."

„Er drohte mich zu malen wie Eva im Paradiese," klagte Hulda, und die Röthe

drang durch ihre Finger über ihre Stirn und Nacken.

Der hochwürdige Herr war lebhaft erschrocken. „Das kann nicht sein, meine Tochter," rief er, „Du mußt Dich nothwendig geirrt haben."

„Hochwürdiger Herr, ich bin bereit das Abendmahl darauf zu nehmen. Der Vater Sakristan ist schlimmer als der böse Feind, denn er kann malen. Keine einzige Novize ist sicher vor ihm."

Aufgebracht wollte der Bischof sie verlassen, allein Hulda flehte: „Hochwürdiger Herr, wenn Ihr mich nicht schützet, so bin ich verloren, und was werden meine Anverwandte thun, wenn der Pater Sakristan seine Drohung erfüllt?"

Der Bischof wußte nicht mehr, was er davon denken sollte, da stand er und sah Hulda forschend an, die vor seinen ernsten Blicken die Augen niederschlug. Aber je länger er sie betrachtete, desto mehr leuchtete

ihm ein, wie schön und zart sie war, und heut zumal sah sie so blaß und schmachtend aus, daß man ihr unmöglich eine Bosheit oder Unwahrheit zutrauen konnte. Aber einer Novice konnte der Bischof füglich kein Recht gegen ihren Beichtvater geben und zumal nicht gegen Sylvanus, der ein so heiliger und hochangesehener Herr war. Nach reiflicher Ueberlegung hub er sehr sanft zu Hulda an:

„Du bist ein gutes Kind und ihre alle habt Euch bisher musterhaft betragen. Eben deshalb hat der böse Feind Unkraut zwischen den Waizen gesäet."

„Hochwürdiger Herr," flehte sie, „ich will gern Alles thun und glauben, was Ihr mir sagt, nur meine armen Schwestern möchte ich aus dem Irrthun reißen, in den mein Beispiel sie gebracht. Soll ich ihnen nicht sagen, was von dem Altarbild zu halten ist?"

„Bei Leibe nicht. Was Dir der böſe Feind ſagt, darfſt Du Deinen Schweſtern nicht wieder ſagen, oder ſie ſind eben ſo unglücklich wie Du.“

„Ach,“ ſeufzte ſie, „Ihr ſeid recht hold und gütig, weil Ihr mich unglücklich nennt. Nein, meine Schweſtern ſollen nicht hungern und gegeißelt werden wie ich. Ich ſage ihnen kein Wort, weil Ihr es ſo wollt.“

„Auch mußt Du beſſer von Deinem Beichtvater denken.“

„Wie iſt das möglich!“

„Er will Dir nichts Böſes. Das Alles ſind nur Mißverſtändniſſe, ich werde ihn zu Dir führen, und Du wirſt einſehen, daß Du Dich in ihm täuſcheſt.“

„Hochwürdiger Herr, ich glaube es nicht.“

„Du mußt glauben, was ich Dir ſage. Auch ſollſt Du heute Speiſe von meinem Tiſche haben und einen Becher guten alten Wein. Iß und trink, damit Du wieder ein

recht ſchmuckes Himmelsbräutchen wirſt, welche der heiligen Jungfrau und uns Alle Ehre macht.“

Hulda küßte dem hochwürdigen Herrn die Hand und ließ ihre Thränen drauf fallen. Der Biſchof war gerührt. „Das arme Kind,“ dachte er, „ſie iſt es ſo gut gewohnt, und doch ſo dankbar für ein wenig Wein und Speiſe. Der Pater Sakriſtan hat ſie eingeſüchtert, ſie will mit Güte behandelt ſein.“ —

Pater Sylvanus wurde heute nicht ſo leutſelig und herablaſſend aufgenommen und hatte ein ſtrenges Verhör zu beſtehen, woher ſein Bild den Ruf erlangt, das Contrefei der heiligen Jungfrau zu ſein.

„Das iſt die Macht der Kunſt,“ ſagte er. „Ganz Schwaben glaubt es einmal, und was ich dawider ſage, hilft nichts. Ja, die Begeiſterung für dieſes Bild iſt ſo groß, daß ich ſelbſt einmal davon ergriffen wurde und

ſelber glaubte, es ſei das Contrefei der Himmelskönigin.“

„Allein warum drohet Ihr der Novize Hulda, ſie wie Eva im Paradieſe zu malen?“

„Das nennt das dumme Geſchöpf eine Drohung?“

„Wie ſoll ſie es denn nennen?“

„In Rom iſt das eine Artigkeit, eine Schmeichelei, eine Huldigung, die ein Künſtler einer ſchönen Dame darbringt, Ich will mich damit bei der Concubine des Papſtes in Gunſt ſetzen.“

„Allein wir ſind hier in Schwaben.“

„Ich kenne die Kloſterbräuche, aber die Landesſitte nicht.“

Dem hochwürdigen Biſchof war noch manches unklar, er beſchloß, beide einander gegenüber zu ſtellen, verbot aber dem Pater Sakriſtan, der Novize ein hartes oder nur unfreundliches Wort zu ſagen.

Sie betraten Hulda's Zelle, welche ihr Lager bereits verlassen hatte. Beim Anblick des frommen Sylvanus wandte sie ihr Antlitz und suchte nach ihrem Schleier. Der Bischof aber befahl ihr, an dergleichen nicht zu denken und dem Pater Sakristan frei in's Angesicht zu schauen. Sie gehorchte erröthend, und auf Geheiß des Bischofs hub der fromme Sylvanus an:

„Weigerst Du Dich ferner noch den Schleier zu nehmen?"

„Ich habe mich nie geweigert," entgegnete sie stolz, „ich habe der heiligen Jungfrau mein Wort gegeben, und werde es ihr halten."

„Und doch wolltest Du vor einigen Tagen wiederrufen."

„Nein, heiliger Vater, ich will nur mein Versprechen in dem Sinne halten, wie ich es gegeben habe."

„In welchem Sinne?"

„Heiliger Vater, ich leugne nicht, daß ich eine hohe Meinung von meiner Schönheit habe; deswegen aber bin ich weder hochmüthig, noch eitel, denn vor dem ersten Bilde, von dem ich hörte, es sei das Contrefei der heiligen Jungfrau selbst, wollte ich nicht mehr schön sein. Daß die Himmelskönigin schöner ist als ich, leidet keinen Zweifel, aber es giebt Marienbilder auf Märkten und Landstraßen, die keinen Vergleich mit mir aushalten.“

„Das gestehe ich als römischer Künstler Dir zu,“ versicherte der fromme Sylvan.

„Vor einem gewöhnlichen Marienbilde,“ fuhr Hulda mit Selbstgefühl fort, „werde ich meine Schönheit nicht verleugnen, dieß wäre eine Huldigung, die der Himmelskönigin, deren Gestalt es nicht ist, gar nichts angehen würde — sie würde nur dem Maler schmeichelhaft sein, der das Bild erfunden hat. Ich habe mich und all das meine dem Contrefei der heiligen Jungfrau geweiht. —

Wo iſt dies Contrefei? ich will mein Wort ihm halten.“

Der heilige Sylvan blickte verlegen den Biſchof an, und dieſer betrachtete Hulda mit Verwunderung.

„Ihr könnt mir dieſes Contrefei nicht zeigen,“ fuhr Hulda fort, „denn Euer Altarbild iſt eigene Erfindung, und Ihr könnt nicht fordern, daß ich demſelben mich und mein Vermögen weihe. Beides will ich dennoch thun, aber unter gewiſſen Bedingungen.“

„Laß hören,“ gebot der Biſchof, und Hulda wandte ſich zu ihm und ſprach entſchieden und eifrig:

„Jene brünette Himmelskönigin muß verſchwinden und vergeſſen werden, dieſe gottloſe Täuſchung ende und habe keine verderblichen Folgen weiter, der Pater Sakriſtan wird ſie ausſtreichen.“

„Wie!“ rief der heilige Sylvan, „das

Kleinod meines Lebens, den Lichtglanz meines Ruhmes ſoll ich ſelber vernichten?“

„Thut doch ſo kläglich nicht um ein Bild, was Ihr jederzeit wieder malen könnt,“ zürnte Hulda. „Die Seelen von zwanzig Jungfrauen, die ſich dieſem Bilde weihen, in der Meinung, die Gebenedeite habe ſchwarzes Haar und braune Augen — ein höchſt gefährlicher Irrthum! — wiegen ſolch ein Marienbild reichlich auf. Dieſe Täuſchung werde vernichtet, ich beſtehe darauf. Wo nicht, ſoll weder Gewalt, Mißhandlung, noch Beſchimpfung mich vermögen, den Schleier zu nehmen. Die heilige Jungfrau ſieht mein Herz und wird mich ſchützen.“

„Es ſoll geſchehen, Hulda,“ verſetzte der Biſchof, während Sylvanus bleich und ingrimmig ſie anſah, als wolle er ſie mit ſeinen Blicken vergiften.

„Meine zweite Bedingung,“ fuhr Hulda fort, „iſt, daß Ihr ſtatt der Himmelskönigin mich abcontrefeiet. Es iſt Euch ein Leich-

tes, das Bild zu ändern, wie ich es begehre. — Ihr braucht nur Haar, Augen, Antlitz und Hautfarbe, denn ich bin weißer, neu zu malen. Das himmelblaue Sternenkleid und die goldne Glorie bleiben stehen. Meine Gestalt wird der heiligen Jungfrau hoffentlich keine Schande machen. Was muß sie sich nicht von Malern und Bildhauern auf Märkten und Landstraßen gefallen lassen? Sie wird also gewiß mit mir zufrieden sein. Auch den Teufel, der gewagt mich heimzusuchen, möchte ich zum ewigen Andenken mi Füßen treten. Ach, wenn ich so auf dem Altarbilde mich gemalt denke, so bin ich glückselig und so gut wie schon im Himmel."

Der Bischof lächelte vergnügt über die niedliche Schwärmerin. Der fromme Sylvan aber, bleich vor Wuth und Aerger, versetzte: „Ihr seht nun selber, Herr Bischof, wie gefährlich sie ist."

„Ich gefährlich?“ fragte Hulda in ihrer Unschuld. „Wer ich bin, weiß Jeder, an mein Contrefei läßt sich kein Irrthum knüpfen, der frommen Seelen Gefahr bringt. Aber jenes Bild ist gefährlich, und im Namen der ganzen Christenheit verlange ich, daß es verschwinde und vergessen werde. — Mir aber wird die heilige Jungfrau ihren Ehrenplatz nicht mißgönnen. Ihre Reize sind himmlisch und ewig, was hätte sie wider die irdische Verewigung meiner hinfälligen Schönheit? Und ich bin eine fromme Himmelsbraut, ich liebe die heilige Jungfrau, diese Liebe und Aufopferung verdient eine Aufmunterung, um nachgeahmt zu werden. Aber jenes falsche Contrefei, jene Erfindung des Pater Sakristans, welche sie eine Brünette schilt, jenes Trug- und Blendwerk, welches der Heimsuchung des bösen Feindes aussetzt, ist ihr ein Aergerniß.“

Der heilige Sylvan hielt sich nicht länger. „Vermaledeite schwäbische Hexe!“ rief

er, „aus Dir spricht der leibhaftige Satan. Auf den Scheiterhaufen mit Dir!“

„Hochwürdiger Herr,“ wandte sich Hulda weinend an den Bischof, „Ihr habt mir Schutz versprochen. Ihr seht nun selbst, wie der Pater Sakristan mich haßt. Nicht genug, daß er mich gefangen hielt, mich hungern und geißeln ließ, jetzt will er mich auch als Hexe auf den Scheiterhaufen bringen.“

„Beruhige Dich, Hulda,“ gebot der Bischof, „der Pater Sylvanus wird thun, was Du verlangst, Du bist eine fromme und kluge Jungfrau, und in dem Kloster, welches Du gestiftet, sollst Du Priorin sein.“

Hulda lachte wieder vor Glück und Freude. Sie fiel dem hochwürdigen Herrn zu Füßen und küßte seine Gewänder. Er aber hob sie auf, gab ihr seinen Segen und küßte sie auf die Stirn.

Vor der Thür seiner kostbaren Zelle wollte der Bischof den frommen Sylvanus entlassen und sprach:

„Ihr wißt, was Ihr zu thun habt. — Trefft Eure Anſtalten.“

„Hochwürdiger Herr, bedenkt, was das Bild werth iſt, ſchickt es nach Rom und laßt es verkaufen.“

„Nachdem es hier für das Contrefei der heiligen Jungfrau gegolten? Nein! ich ſetze mich der Verantwortung nicht aus, daß hier Wunder geſchehen, die ich nicht nach Rom berichte. — Wißt Ihr, daß ich Euch als einen falſchen Wunderthäter auf den Scheiterhaufen ſchicken kann?“

„Das würde nichts beſſern und könnte die redlichen Schwaben in ihrem Glauben vollends irre machen.“

„Nur in Betracht des hohen Anſehens, welches Ihr genießt, und der wichtigen Dienſte, welche Ihr der Kirche leiſten könnt, drücke ich dieſes Mal beide Augen zu. — Aber das Kloſter muß bezahlt werden und leer ſtehen ſoll es auch nicht. Ich befehle Euch daher, ſtreicht Eure Himmelskönigin

aus. Gund:: ſtatt ihrer malt Hulda von Hinſchau, oder Ihr müßt ſammt Eurem Altarbilde auf den Scheiterhaufen.“

„Sammt meinem Bilde?“ — rief der fromme Sylvan, der lieber ſich als ſein Bild den Flammen Preis geben wollte. — Aber der Biſchof ging in ſeine Zelle und warf die Thüre zu.

Der heilige Sylvanus ſtand eine Weile wie betäubt. „O, Satan!“ rief er endlich, „Deine Macht iſt groß, denn von der Novize an bis zum Biſchof iſt Alles Dir zu Willen. Warum habe ich, als ich von dem Gerüſte fiel, den Hals nicht gebrochen. O, Satan! Du haſt es ſo gut mit mir gemeint. Heilige Jungfrau! warum haſt Du mich gerettet.“

Ein Künſtler fügt ſich bald dem Nothwendigen und findet ſich in's Unvermeidliche. „Meine Himmelskönigin," dachte Sylvanus am folgenden Tage, „bleibt mir ſtets unvergeßlich. Was Farben vermögen, kann ich malen. Iſt der Kopf nicht erſt durch Nachhülfe das geworden, was er iſt? Wenn ich ihn daher ganz von neuem male, wird er noch vollkommner und göttlicher werden. — Gedanken verſchönern ſich, je länger man ſie in ſich trägt, ſie verklären ſich erſt mit den Jahren. Was hat der böſe Feind alſo mit all ſeiner Schlauheit und Hinterliſt ausgerichtet? Sein Hauptärgerniß, ſein eigenes Contrefei iſt noch da, und kaum haben meine Novizen den Schleier genommen, ſo ſtelle ich das Altarbild in ſeiner ganzen Glorie und Majeſtät wieder her."

Er ließ daher von neuem das Gerüſt aufſchlagen, mit dem er ſo glorreich eingeſtürzt war, und beſtieg es muthig und feſt

entſchloſſen, ein großes Verbrechen gegen die heilige Kunſt zu begehen.

Allein er ſah die Himmelskönigin und war unvermögend, eine Hand zu rühren.

„Hier ſtehe ich," ſprach er, „wie der feige Selbſtmörder, der die Todesſchmerzen fürchtet und die Lebensqual nicht ertragen kann. — Entſchloſſen wie Saturn, das eigne Götterkind zu verſchlingen, und mit den Schmerzen der Niobe ſoll ich die Thaten der Medea vollbringen! O, Du heiliges Wunderbild, geſchaffen, alle Menſchenherzen dem trägen Erdentraume zu entreißen und zum heilig andächtigen Wachſein zu entflammen. Offenbart ſich hienieden der Himmel nicht ewiger, als was dieſer Pinſel voll Farbe verdirbt?"

Es war geſchehen und eine heiſere Stimme flüſterte ihm zu: „Mir verdankſt Du Deine beſten Ideen!"

Bald aber entzündete ſich ſeine Phantaſie von neuem und Hulda trat vor ſeine

Seele, reizender, verführeriſcher, als ſie in der That war. Seine ſtets rege Phantaſie ſchmückte ſie mit tauſend Reizen, die ſie gar nicht hatte.

Sylvanus mußte ſtets das Außerordentliche leiſten, ſelbſt wider ſeinen Willen, er konnte nichts halb thun. Er änderte die ganze Figur, und ſtatt der braunäugigen Himmelskönigin trat bald eine blonde Eva den Teufel mit Füßen, und eine ſchwüle Athmoſphäre von Wolluſt umgab die neue Heilige, die den leiſeſten Wünſchen der Lüſternheit Erhörung zulächelte. Das ganze Bild gewann ein mährchenhaftes Anſehen, es ſchien ein großes Räthſel aufzugeben und drückte die wichtige Frage aus: „Was wäre aus der Erde geworden, wenn Eva nicht vom Apfel gegeſſen?“ — Der Sündenfall wäre nicht geſchehen, des Satans erſte Argliſt hätte ihr Ziel verfehlt. — Sancta Eva, ſtatt aus Vorwitz zu ſündigen, trat den Teufel mit Füßen und war mit einer Heiligen-

glorie geſchmückt. So fing die Weltgeſchichte an, wowit ſollte ſie aufhören? — Der Teufel hatte Recht zu verzweifeln, denn er war zu Schanden geworden. Aber auch die Engel erblaßten: die Erde fing zu göttlich an, ſie wurden irre und zitterten für ihren Himmel.

Sylvanus betrachtete ſein Werk und ließ vor Entſetzen Pinſel und Palette fallen.

„So geht es dem Künſtler!“ rief er troſtlos. „Das beſtändige Leben in Illuſionen macht ihn am Ende ſelber zum Blendwerk. Dies iſt ein Bild, deſſen Schönheiten ſich anfeinden, auflöſen und vernichten. Allein ich habe doch wieder ein Ideal, dies iſt eine Skizze zu zwei Bildern!“ Nach dieſen Worten eilte er haſtig vom Gerüſte.

Die Mönche erblickten die neue Heilige und erſchraken.

„Pater Sakriſtan!“ riefen ſie, „das iſt ja nicht die Himmelskönigin, ſondern die Novize Hulda von Hirſchau!“

„Muß man denn immer Heilige malen?“ erwiederte der fromme Sylvan.

Aber mit dieſem Beſcheide konnten ſich die redlichen Mönche nicht begnügen, die Heilige verurſachten ihnen weltliche Gefühle und ſie beſchwerten ſich darüber beim Abte, daß ſie nicht mit Andacht zu demſelben beten konnten.

Der hochwürdige Greis hörte ihre Klagen, meinte aber, es könne nicht ſein, und ging, um ſelber nachzuſehen, ob der fromme Sylvan ſich eine ſolche Unſchicklichkeit wirklich habe zu Schulden kommen laſſen.

Aber auch der achtzigjährige Greis ſtand vor dem Bilde und nahm ein Aergerniß daran. Er ließ den frommen Sylvanus rufen, um ihn ſeinen Unwillen kund zu thun.

„Mein Sohn, mein Sohn,“ ſprach er mit zahnloſem Munde, „warum haſt Du mir das gethan? Wozu den Frieden meiner alten Tage noch einmal ſtören.“

Und er murmelte etwas von römiſcher Kunſt und neumodiſcher Heiligkeit, und ging endlich mit den Worten:

„Jetzt muß ich acht Tage lang faſten.“

Indeß war Hulda verſöhnt, der Einweihung des neuen Kloſters ſtand nichts mehr im Wege, und ſie fand endlich ſtatt, auf eine Weiſe, die den Wünſchen des heiligen Sylvan völlig entſprach.

Alles Volk war diesmal zugelaſſen, in der ungeheuren Kirche war Platz genug, und wie groß auch die Menge war, Niemand fühlte ſich beengt. Die menſchliche Geſtalt ſchwand hin zur unbedeutenden Kleinheit in dieſen ungeheuren Wölbungen und man fürchtete ſich vor ſeinen Schritten und ſeinem Athem, denn das leiſeſte Geräuſch wiederhallte wie Zorn der beleidigten Gottheit, die hier wohnte und ſich anbeten ließ.

Die Feier ging bei Lichte vor ſich, alle Fenſter waren dicht verhängt und das Kirchenſchiff nur matt erleuchtet. Die Dunkel-

heit ließ alle Räume größer erſcheinen, und die redlichen Schwaben, die aus hellem Sonnenſchein plötzlich in dieſe künſtliche Nacht geriethen, wußten vollends nicht, wo ſie ſich befanden. Die Orgel brauſte und donnerte viel gewaltiger, ergreifender und wunderbarer durch dieſe Gewölbe, und die menſchlichen Stimmen wehten vollends wie Geiſterathem und hatten nie gehörten Klang und Vollkommenheit. Der Hochaltar war voller Lichter, und ihre Wirkung für die zwanzig koſtbar gekleideten Himmelsbräute genau berechnet. Sie prangten wie Zauberbilder in dieſem Strahlenmeer.

Hulda trug ein himmelblaues Sammetkleid mit ſilbernen Sternen überſäet, ihren blonden Schädel ſchmückten eine Menge goldene und diamantene Zitternadeln, welche ringsum gleichſam eine Glorie bildeten. So glich ſie ganz ihrem Contrefei auf dem Altarbilde, und alle andren Novizen waren nicht minder phantaſtiſch geſchmückt. Der

fromme Sylvan hatte auch für sie kleidsame, in Schwaben nie gesehene Trachten erfunden, nur damit sie nicht allzusehr gegen Hulda zurückbleiben sollten, mit der sie doch einmal nicht wetteifern konnten. — Freilich verschwanden die schöngeschmückten Engel einer nach dem andern, und erschienen wieder, gespenstisch verdunkelt in der unkleidsamen Nonnentracht. — Aber dieser wehmüthigbeängstigende Eindruck mußte plötzlich einem gewaltigen und blendenden weichen. — Die Neueingekleideten zogen mit Kerzen in der Hand bei Orgelton und Chorgesang durch die Kirche, und grüßten und winkten ihren Eltern, Freunden und Bekannten das ewige Lebewohl zu. Da öffnete sich plötzlich die runde Thür, die in's Innere des Klosters führte, und hier hatte Sylvan alles was schimmerte und glänzte, leuchtete und blendete, dermaßen gehäuft, daß plötzlich eine Lichtmasse strahlend hervorbrach, die kein Auge ertrug. In diesem Glanz und Schimmer

verschwanden die jungen Nonnen, die Thüren fielen hinter ihnen zu und Alles war wieder dunkel wie zuvor. Sie aber waren von der Welt geschieden, als wären sie bereits theilhaftig des Himmels und seiner ewigen Freuden, und die frommen Schwaben, denen Illusionen und Effecte ganz was Neues waren, hatten ihre Verklärung leibhaftig vor Augen gesehen.

Alle diese Wunder erinnerten auf's lebhafteste an das Contrefei der Himmelskönigin, welches inzwischen ziemlich vernachlässigt worden.

Am nächsten Sontag war die kleine alte Klosterkirche wiede zum Ersticken voll. Aber, o Entsetzen! die Himmelskönigin war verschwunden, und statt ihrer erblickte man die wohlbekannte Himmelsbraut Hulda von Hirschau, wie sie leibte und lebte in dem Anzuge, den sie bei ihrer Einkleidung trug.

Hulda hatte ein unbescholtenes sittsames Leben geführt, man hatte ihr nichts vorzu-

werfen, aber sie war allen weltlichen Freuden hold gewesen, und vorzüglich liebte sie den Tanz. Das genügte, daß man sie unmöglich für eine Heilige halten konnte, am wenigsten für die Himmelskönigin selbst, die man von Angesicht zu Angesicht zu kennen sich einbildete.

Sylvanus vertheidigte sich, so gut er konnte. „Es ist Sitte römischer Maler," sagte er, „Bäckerstöchter, Gärtnerinnen, die eigenen Weiber und noch was schlimmeres, als Himmelsköniginnen zu malen." — Aber man verstand ihn nicht, und auch die Mönche murrten laut gegen ihn: „Warum sollen die Nonnen," fragten sie ihn, „den ungebürlichen Vorzug haben, das wir ihre Priorin als Himmelskönigin verehren, während sie doch unseren hochwürdigen Herrn Abt nicht als Heiland anbeten. Wir sind es gewohnt, unsere Andacht dem Contrefei der heiligen Jungfrau selbst darzubringen, was haben wir begangen, daß man uns unser Heiligthum

wieder raubt und uns nöthigt, unſer ave maria, salve regina und o dulcistima einer blutjungen Priorin zu ſingen, die uns gar nichts angeht.“

„Welche Dummköpfe! welche Einfalspinſel!“ ſeufzte Sylvan. „Wenn man Alles ſo genau nehmen will, ſo läßt ſich am Ende gar keine Himmelskönigin mehr herſtellen.“

Aber da kamen vornehme Jünglinge und klagten: „Mit dieſer Himmelskönigin haben wir getanzt.“ — Dann ſchreien lumpige Muſikanten: „Wir haben ihr aufgeſpielt.“ Und alte Weiber lametiren und keifen, daß ſie da und damals zu kurze Röcke trug und zu bloß am Halſe ging. — „Da lobe ich meine Römer, ſie eſſen und trinken, tändeln und koſen, durchſchwärmen ganze Nächte mit einer Himmelskönigin, ſchlafen auch wohl bei ihr. Aber ſehen ſie ſie auf dem Altarbilde, ſo glauben ſie an ihre unbefleckte Empfängniß.“

Und voll heiligen Zorns und Kunsteifers bestieg er die Kanzel und predigte also zu der gläubig versammelten Menge:

„Meine andächtigen Zuhörer!

Es fällt bei Bildern häufig vor und liegt in der Natur der Sache, daß die Farben einschlagen und ablassen. So geschah auch mit diesem Altarbilde, aber auf eine höchst übernatürliche Weise. Es ward immer blässer und blässer, und schickte sich endlich an, gänzlich zu erlöschen. — Nichts blieb mir übrig, als es wieder aufzumalen, und schon wollte ich den Pinsel ansetzen, als mit einem Male die Himmelskönigin in frischer voller Farbenpracht wieder glänzte und prangte, als wäre sie so eben erst meiner kunstgeübten Hand entkommen. — Sprachlos staunte ich dies Wunder an. — Doch mein Erstaunen mehrte sich, als meine Himmelskönigin die festgeschlossenen Rubinlippen öffnete und also zu mir sprach: O Sylvano! Du mein vielgeliebter Sohn! Was willst Du thun,

und was vermag Deine Kunſt und Deine Farbe wider meinen Willen, wenn ich ablaſſen will? denn ſiehe! ich bin es ſatt, mein himmliſches Contrefei den leeren Wänden dieſer Kirche Preis zu geben, weil die trägen Chriſten ſchon lange nachgelaſſen in ihrem Verlangen, mein wahres Angeſicht zu ſchauen, und an allen andren Orten mich anbeten, nur nicht da, wo ich zu ſchauen bin, wie ich wirklich ausſehe. Darum ſoll mein Contrefei von hier verſchwinden und all Dein Aufmalen wird vergebens ſein. Statt meiner aber ſollſt Du die Priorin Hulda von Hirſchau malen, denn dieſe fromme gottſelige Braut meines Sohnes hat meinem Contrefei die gebührende Ehre erwieſen, indem ſie ihre Schönheit vor der meinigen verleugnete, und von ihrem Vermögen mir ein Kloſter erbaute. Auch male ſie in eben dem himmelblauen Sternenkleide, welches ſie bei ihrer Einkleidung trug und welches ihr ſo gut ſtand, daß mein göttlicher Sohn ſeine Freude

an dieſer ſchmucken Himmelsbraut hatte; auch ſoll ſie hier ſtatt meiner den Teufel mit Füßen treten, welches ſie wahrhaft gethan, indem ſie aller Weltluſt und vorzüglich dem Tanze entſagte, dem ſie ſehr ergeben war. — Wer daher in Zukunft ihrem Contrefei eine Kerze, oder eine andere Gabe, oder einen Theil ſeines wohlerworbenen Vermögens opfert, dem ſoll ein eben ſo großer Segen daraus erwachſen, als hätte er es meinem Contrefei geopfert, und es ſoll ſeiner Seele zu einem eben ſo großen himmliſchen Verdienſt gereichen. — So ſprach die Himmelskönigin und verſchwand, dermaßen, daß ſtatt ihrer die grundirte Holztafel da war. Ich aber betete und that wie ſie befohlen.“

Der fromme Sylvanus eiferte noch lange wider die Lau- und Flauheit im Dienſte der Himmelskönigin, ließ jedoch am Schluſſe die Hoffnung durchblicken, die Himmelskönigin würde, wofern man fortführe, fleißiger und

eifriger sie in dem neuen Bilde zu verehren, dereinst, vermöge ihrer himmlischen Barmherzigkeit, sich geneigt finden lassen, wieder zu erscheinen an einem Orte, wo man sie bis heut noch nicht erblickt.

Sylvanus nämlich gedachte, das ganze Altarbild wie es ehemals war, in colossaler Größe auf dem Hochaltar der neuen Klosterkirche wieder zu malen, und triumphirte schon im Voraus:

„Nun, böser Feind, was hast Du nun ausgerichtet? — statt eines Ideals habe ich zwei.“ —

Doch nach geendigtem Gottesdienst lächelte ihm der Abt sehr freundlich zu und sprach:

„Mein Sohn, Du bist ein Liebling des Herrn, denn nur seine Ausgewählten begnadigt er mit solchen Eingebungen!“

Sylvanus, der auf den alten Abt nie sonderlich achtete, ließ sich das gesagt sein, ohne etwas Besondetes dabei zu denken.

Aber auch der Biſchof ſandte zu ihm; Sylvanus folgte der Einladung und ward ſehr gnädig aufgenommen.

„Mein Sohn!“ begann der hochwürdige Herr, „Du haſt Talent und Ehrgeiz, Du wirſt es ſehr weit bringen, bereits haſt Du ein Werk begonnen, was der heiligen Kirche hier zu Lande von großer Wichtichkeit iſt. Es muß vollendet werden und hauptſächlich durch Dich.“

„Hochwürdiger Herr, ich erſtaune, aber ich verſtehe Euch noch nicht.“

„Vernimm, mein Sohn, was vorläufig noch ein Geheimniß iſt, woran ſich aber wie Du ſelber einſehen wirſt, gar weit ausſehende Pläne knüpfen.“ — Folgendes eröffnete ihm der Biſchof:

„Hulda von Hirſchau hatte viele reiche und troſtloſe Freier in der Welt zurückgelaſſen, und ſie ſahen die Geliebte einkleiden. — Hulda war ſo reizend in dem himmelblauen Sternenkleide und die Diamantenglorie, dazu

verſchwand ſie im Verklärungslicht; die Herzen der Jünglinge folgten ihr nach. Hiezu kam noch die Predigt des heiligen Sylvan, worin es hieß: der Heiland ſelbſt habe ſeine Freude gehabt an der ſchmucken Himmelsbraut! Dieſe Worte entflammten die gebrochenen Herzen der Unglücklich-Liebenden, ſie fühlten ſich verklärt in ihrem Schmerze und ſchätzten ſich glückſelich mit ihrem Heiland einerlei Geſchmack zu haben. Sie verachteten eine Welt, in welcher ſie mit Hulda von Hirſchau nicht mehr tanzen konnten und fanden im Kloſter wenigſtens das Contrefei derſelben wieder. Wie leicht ward es ihnen, ihre Herzenskönigin als Himmelskönigin anzubeten, welches ihnen die heilige Jungfrau als ein eben ſo großes himmliſches Verdienſt anrechnete, als liebten ſie ſie ſelbſt. Sie hatten daher einmüthig den Entſchluß gefaßt, ſich und ihr Habe und Gut dem Kloſter zu weihen. Es waren meiſtens reiche

und vornehme junge Leute und wurden daher mit offenen Armen aufgenommen.

„Bewundere Dein Werk!“ schloß der Bischof seine Erzählung. „So viele Jünglinge, die im Leben sich haßten, anfeindeten und als Nebenbuhler sich verfolgten, die versöhnen sich jetzt vor einem Bilde, was Du gemalt, und werden sich fortan als Brüder lieben.“

„Ja,“ rief der heilige Sylvan, „ich bewundere, daß ein Schwabenstreich viele macht.“

„Vollende Dein Werk! Du hast ein Kloster erbaut, bevölkere es. Ich will Dir meinen ganzen Plan mittheilen. Gieb Acht! Hulda ist schön, aber auch die anderen Nonnen sind es, und wenn auch nicht in dem Grade, so ist der Geschmack doch verschieden. Es läßt sich vermuthen, daß auch sie reiche und vornehme Anbeter in der Welt zurückgelassen. Auch diesen wird das Kloster eine Zuflucht bieten wider alle Schmerzen und

Leiden der Zeitlichkeit, auch ſie werden in der heiligen Abgeſchiedenheit ihren Herzen die verlorene Ruhe, ihren Seelen den entflohenen Frieden wiedergewinnen. Male daher alle Nonnen, der Reihe nach als Himmelskönigin auf dem Altarbilde. In der Beichte ſuche Stand und Namen ihrer Anbeter zu erfahren, und ſollte einem oder dem anderen Jüngling das ewige Heil ſogleich nicht einleuchten, ſo will ich fromme Kloſterbrüder ihnen zuſenden, die mit geiſtlicher Zuſprache nachhelfen, um ſie zu bekehren von der irdiſchen Liebe zur himmliſchen. Ja, mein Sohn, ich ſelber werde keinen Anſtand nehmen, die verſtockteſten dieſer Liebhaber vor den Altar zu führen und ihnen zuzurufen: Sehet da! das iſt aus Eurer Geliebten geworden! Sehet, welch Heil ihr wiederfahren! Liebt Ihr ſie, weil ſie Staub und Moder iſt? Betrauert Ihr ſie, weil ihre Seele den himmliſchen Gefilden angehört? Vernehmt, daß in dieſer Geſtalt die heilige Jugfrau

ſelber verehrt ſein will, und trachtet in ſolcher Liebe mit derjenigen wieder vereint zu werden, die hienieden für Euch verloren iſt, die Ihr in den ewigen Wonnen des Paradieſes aber wiederfinden werdet. — Haben wir auf dieſe Weiſe die Anzahl der Kloſterbrüder beträchtlich vermehrt, ſo ſollen die Mönche das neue Kloſter beziehen; die Nonnen aber in das alte verlegt werden.“

„Die arme Hulda! das Contrefei iſt ihr ganzes Leben, ich fürchte, wenn ich es ausſtreiche, ſie thut ſich ein Leides an.“

„Das Wohl der Kirche verdient allemal die erſte Rückſicht.“

„Und auch mein zweites Ideal ſoll ich der Kirche opfern?“

„Seid Ihr nach Schwaben gekommen, Eure Ideale zu verwirklichen, ſo iſt dies ein Schwabenſtreich, desgleichen hier noch niemals ſtattgefunden.“

„So ſcheide ich von hier!“

„Mit Nichten! Denkt an die Unſterblichkeit Eurer Seele, nicht an die Eures Namens. Nicht Eure Bilder, Eure Werke machen Euch ſelig. Ihr gehört der Kirche nicht der Kunſt mehr an.“

„Hochwürdiger Herr! Hätte ich als Künſtler mich verkaufen wollen, ſo hätte ich das in Rom auch gekonnt. Ihr habt vorhin vertraulicher zu mir geſprochen.“

„Es iſt was ſchönes um den Künſtlerruhm, man verdient geliebt und bewundert zu werden, aber man wird beides nicht; die Menſchen wollen glauben, ſie können nicht verſtehen. Macht und Anſehen verdienen daher den Vorzug, denn ſie müſſen Bewunderung und Liebe finden. Heiliger Sylvan, laßt Euch nicht von Eurem Genie irre leiten. Ihr ſeid jung, Ihr könnt es weit bringen, thut Wunder! es lohnt ſich beſſer, als wenn Ihr Wunder malt. Ihr ſeht, ich bin aufrichtig und will Euch wohl!“

Die Zeit kam heran, das Altarbild von Neuen zu ändern, welches dem frommen Sylvan diesmal wenig Ueberwindung kostete, mit einer Art Ungeduld, mit einem gewissen liebevollen Unwillen eilte er, um Hulda's Contrefei auszustreichen.

Die Nonne, welche bald darauf ihre Stelle einnahm, hieß Emma von Reiherstein. Sie hatte röthliches Haar und etwas Freches in ihrem Wesen, man traute ihr schon Galle genung zu, den Teufel mit Füßen zu treten, was der schmachtenden zärtlichen Hulda ganz unerklärlich ließ. So gewann das Altarbild einigermaßen wieder Haltung und Charakter. Es erregte neuen Zulauf, trug neue Spenden ein und bekehrte ebenfalls einige reiche Jünglinge von der irdischen Liebe zur himmlischen.

Indeß hatte Sylvanus vermieden, sich vor Hulda und irgend einer Nonne blicken zu lassen, endlich mußte er aber dennoch einmal wieder in's Kloster. — Er machte

ſich auf Thränen und Vorwürfe gefaßt, und bereitete ſich vor auf ſeine Vertheidigung und die Tröſtungen, die er ſpenden wollte.

Was er genommen hatte, konnte er ja wiedergeben. Es galt nur, mit Hulda ſich über ein neues Contrefei zu verſtändigen.

Sylvanus betrat das Kloſter, Alles war ſtille, die Nonnen alle, ausgenommen Emma von Reiherſtein, hatten rothgeweinte Augen, aber ſie beklagten ſich nicht, ſie machten ihm keine Vorwürfe und wenn er ſie fragte: „Was giebt es?“ ſo ſeufzten ſie: „Ach, — die Priorin!“

Der fromme Sylvan war ſehr erſchrokken. Er ließ ſich bei der Priorin melden und wurde auf ihr Cloſett geführt.

Hulda lag bleich und ſchmachtend, was ſie ausnehmend gut kleidete, auf ihrem Bette. Beim Eintritt ihres Beichtvaters mußten alle Anweſenden das Gemach verlaſſen, als wollte ſie ſich mit dem heiligen Mann über ihr

Gewiſſen berathen, dann hub ſie mit ſchmerzender herzergreifender Stimme an:

„Betrüger! Ihr habt mich um meine Geſtalt betrogen, denn hier im Kloſter kann ich mich nicht ſchmücken, und wenn auch, hier ſieht mich Niemand. Nun ich aber in Euren Händen bin, habt ihr mein Contrefei ausgeſtrichen, und Emma von Reiherſtein iſt jetzt Himmelskönigin geworden. Dieſes ſtolze boshafte Geſchöpf, die uns ſchon als Novize Alles zum Aerger that und im Kloſter vollends unſre Plage iſt. Triumphirt nur über Euer Bubenſtück. Ihr habt uns alle mit Eurer braunen Himmelskönigin um Freiheit und Vermögen gebracht, und ich beneide die Schweſtern, weil ſie nicht wiſſen, wie unglücklich Ihr ſie gemacht habt. Ich ſage es ihnen auch nicht, um ſie nicht zur Verzweiflung zu bringen. Meines Bleibens aber iſt hier nicht länger, ich faſte und kaſteie mich zu Tode, die heilige Jungfrau wird

ſich mein erbarmen und meine Seele zu ſich nehmen.“

„Hulda, was willſt Du thun?“ fragte Sylvanus mit Entſetzen.

„Zur heiligen Jungfrau will ich!“ fuhr ſie im heißen Schmerze fort, „und ihr klagen, daß ihr ſie verleumdet und für eine Brünette ausgebt. Die ſchöne blonde Himmelskönigin wird mich tröſten, und für alles, was Ihr mir entriſſen und geraubt habt, mich reichlich entſchädigen.“

Weinend wendete ſie ſich der Wand zu und Sylvanus mochte ihr die ſchönſten beſten Worte ſagen, ſie achtete nicht auf ihn.

Der fromme Sylvan begab ſich troſtlos zum Biſchof und beſchwor ihn, mit Thränen in den Augen, die Unglückliche zu retten, eh ſie Wort hielte.

„Um ein gemaltes himmelblaues Sternenkleid will ſie ſich zu Tode faſten und kaſteien,“ klagte er. „Ich will ſie ja malen und ſie ſoll ganz ruhig ſein, ich male ſie

als Eva nach dem Sündenfalle, in schmerzlich-verschämter Reue über schuldlose Leichtgläubigkeit, hülflosen Vorwitz. Das Bild soll herrlich und ewig denkwürdig werden. Mit dem Fluche Gottes, den sie über ihr Geschlecht gebracht, soll man auch fühlen, daß die himmlische Barmherzigkeit sie nicht verlassen hat. Bezaubern soll die reizende Ursünderin, sie soll das süßeste Mitleid einflößen. Ach, hochwürdiger Herr, wo nehme ich Worte her, meiner Schwäbin das Bild zu beschreiben, wie es in Lichtesglanz und Farbenglut vor meiner trunkenen Einbildungskraft steht. Ich bitte Euch fußfällig, befehlt ihr, an den Geschmack eines römischen Künstlers zu glauben und Vertrauen zu haben zu seiner Geschicklichkeit."

Der hochwürdige Herr versprach das seinige zu thun. —

Nach wenigen Tagen ließ er den frommen Sylvanus zu sich rufen und eröffnete ihm: —

„Hulda iſt verloren! Sie glaubt auch mir nicht und will durchaus zur ſchönen blonden Himmelskönigin. Sie iſt ſchon ganz entkräftet, und Nahrung, die man ihr bietet, ſtößt ſie mit Abſcheu von ſich. Das Herz blutet mir, aber ich kann ſie nicht retten. Auch iſt ſie jetzt in der That gefährlich, denn ſie weiß zu viel. Ich fürchte für die andern Nonnen, — ſie ſind gewohnt, ihr Alles nachzuthun, — am Ende hungern ſie ſich alle todt, oder grämen ſich todt, wie ihr Bild von dem Altar ſverſchwindet. Heiliger Sylvan, bereitet Emma von Reiherſtein auf Alles vor, und ſorgt, daß alle Nonnen es gut haben.“

Sylvanus warf ſich wie ein Verzweifelter zu Boden, zerriß ſein Ordenskleid und zerraufte ſein Haar.

„Ja,“ ſeufzte der Biſchof, „daß iſt ein beklagenswerther Schwabenſtreich.“ —

Sylvanus ſuchte Troſt in der heiteren Kunſt, aber ſein Inneres war zerriſſen, er

hatte nicht die Ruhe, in heimlicher heiliger Einſamkeit die Kräfte ſeines Geiſtes zum höchſten äußerſten Fluge aufzubieten. Er wollte eine Skizze ſeiner Himmelskönigin entwerfen, aber nur für Hulda erglühte ſeine Einbildungskraft, er wollte Hulda's Bild beginnen, aber ſein Herz empörte ſich, das Waſſer trat ihm in die Augen, daß er keine Zeichnung ſehen konnte. —

Als die Todtenglocke zu Hulda's Begräbniß lautete, befand er ſich einſam trauernd auf ſeiner Zelle. „Jetzt wird mein zweites Ideal begraben," ſeufzte er. „Die Himmelskönigin gehörte meinem Geiſte, Hulda meiner Seele an. Jene verſöhnte mich mit meinem Daſein, dieſe beruhigte mein Herz. Die Himmelskönigin war das eine Auge meines Geiſtes, als ich es verlor, war ich entſtellt, und doppelt liebte ich mein zweites Auge. Nun iſt auch das dahin, mein Geiſt iſt erblindet, ich weiß nicht wie ich ferner leben ſoll." —

Da pochte es leiſe an der Zellenthür und wieder trat der ſchwarzlockige Pilger zu ihm. Aber heute war er ſehr betrübt und niedergeſchlagen und hatte ein großes Pflaſter auf dem linken Auge.

„Was iſt Dir geſchehen?“ fragte der fromme Sylvan, „Du thuſt ja ſo kläglich.“

„Auch ich habe ein Auge verloren!“ ſeufzte der Böſe.

„Wie das?“

„Werthgeſchätzter Sylvano! Ihr ſeid umgänglich und laßt doch noch mit Euch reden. Ich lobe mir die wohlgebildeten rechtgläubigen Schwaben, aber die Sachſen ſind ein grobes ketzeriſches Volk, und iſt nichts mit ihnen anzufangen. Da iſt ein Auguſtinermönch, ein gewiſſer Doctor Martin Luther, der auch wie Ihr, aus freier Hand allerlei heiligen Unfug machen will. Es geht ihm jetzt ſchlecht genug, da ſitzt er auf der Wartburg und kann nicht aus noch ein. Ich

wollte ihn nur einmal beſuchen, ich wollte artig und zuvorkommend nur meine Dienſte ihm anbieten. — Seht, heiliger Sylvan, wäre ich zu ihm gekommen wie zu Euch, ungeberdig, hätte ihn einen Pfuſcher genannt, ſo würde ich ſagen, er hat Recht. Allein ich pochte ganz manierlich an ſeine Thür, wartete fein ab, daß er herein rief, dann trat ich höflich ein und ſprach mit vielem Anſtande: „Guten Abend, Herr Doctor!“ — Er aber gerieth bei meinem Anblick ſogleich in einen heiligen Zorn, ergriff ſein ſchweres eiſernes Tintefaß und warf es mir brutalerweiſe an den Kopf. Die Beule kann ich verſchmerzen und nach ein Paar Tintekleckſen frage ich auch nichts, da ich doch einmal ſchwarz bin, aber unglücklicherweiſe war dieſer grobe ſächſiſche Ketzer gerade im Begriff, die Bibel zu überſetzen, ein Buch, welches mir ſehr fatal iſt. Mit der Feder, womit er alle die heiligen Worte niederſchrieb, war er immer wieder in das Tintefaß gefahren,

und dadurch war die Tinte mit der Zeit ſo giftig und ätzend für mich geworden, daß ein einziges Tröpfchen dieſer Tinte, die, wie geſagt, weit heiliger geworden als Salböl, welches der Papſt am Charfreitag geweiht, die mir in's Auge ſpritzte, mir unter unſäglichen Schmerzen das Auge aus dem Kopfe beitzte. Jetzt bin ich verſchimpfirt für die ganze Ewigkeit, ich kann mich unter den Menſchen nicht mehr blicken laſſen, ich habe kein anſtändiges Anſehen mehr. — O, Sylvano! Sylvano! Ihr habt keinen Begriff von all dem Herzeleid, welches dieſer grobe Sachſe mir anthut. Wenn er mich nur eine ſtinkende Sau nennt, ſo muß ich damit ſchon zufrieden ſein, denn das iſt noch einer ſeiner glimpflichſten Ausdrücke, die er ſich gegen mich bedient. Selbſt in ſeinen Tiſchreden bezeichnet er mich mit Worten, welche durchaus nicht geeignet ſind, den Appetit zu reizen. Ich muß ſagen, auf eine ſolche Behandlung bin ich in dieſem Jahrhundert

nicht mehr gefaßt, die Zeiten ſind längſt vorüber, wo die engliſchen Heerſchaaren mit den Geiſtern der Finſterniß einen Vernichtungskrieg führten und ſich gegenſeitig aufreiben wollten. Der Friede iſt geſchloſſen und ich bin auf mein Gebiet beſchränkt. Maria iſt Königin der Himmel, der Papſt Oberhaupt der Kirche und ich bin Fürſt der Hölle. — Fürſten vertragen ſich und können nicht bei jeder Lauſerei den Krieg erklären. Aber die Genies berückſichtigen keine Macht weder im Himmel, noch auf Erden, noch in der Hölle. Sie thun, als wären ſie allein auf der Welt, und dadurch rennen ſie in ihr Verderben. — Merkt Euch das, heiliger Sylvano! denn ſeht, Ihr ſeid kein Heiliger. Ein Heiliger wagt es auf das Märtyrerthum, beſteigt wohlgemuth den Scheiterhaufen. Habt Ihr Luſt ein Märtyrer Eures Pinſels zu werden?" —

„Ja! hätte ich meine Ideale verwirklicht."

„Täuſcht Euch nicht in Euch ſelbſt, den Trieb habt Ihr nicht. Ein Märtyrer iſt voll Demuth, Geduld und Selbſtverleugnung. Ihr ſeid ehrgeizig, herrſchſüchtig, ſelbſtſüchtig; Ihr könnt ſterben Eures Ruhmes willen, nicht eines edlen Zweckes halber, darum hütet Euch es anzubinden mit einer gefährlichen Macht. Ihr habt viel zu verlieren.“

„Ideale!“

„Ich weiß, Ihr ſeid allen Freuden dieſer Erde hold. Füllt Eure geiſtige Schaale mit Künſtlerfreuden, ſo viel Ihr wollt, ich fülle Euch die andre Schaale mit allen erdenklichen Genüſſen und Freuden. — Aber während die Schaale Eures Geiſtes gen Himmel fliegt, ſoll die Eures Leibes den Abgrund berühren. — Ein wildes auf- und niederſchweifen verdirbt die feinſte Wage. Haltet Euch ſtets im Gleichgewicht.“

„Wie beginne ich das?“

„Ihr seid ein Pfaff und fragt? Wenn beide Wagschaalen im Gleichgewichte schweben, wohin deutet die Zunge?"

„Empor!"

„Richtig! empor! deutet mit der Zunge empor, dazu hat sie der Pfaff, und Geist und Leib laßt im Gleichgewichte schweben."

„Weshalb giebst Du mir alle diese guten Lehren?"

„Wir wollen Freunde sein!"

„Wir haben uns noch nicht entzweit."

„Ihr wißt, was ich begehre!"

„Daraus wird nichts. Meine heilige Jungfrau war zu schön für diese Erde, sie verschwand, aber fortleben wird sie in der Sage, denn mein Bild hinterläßt eine Geschichte. Es hat ein Nonnenkloster erbaut und ein Mönchskloster wird es bevölkern. — Eine großartige Ruine ist es jetzt, welche der Nachwelt erzählt, was Cardenio aus Rom malen konnte, und wie die Hölle ihn darum anfeindete."

„Wohlan, ſo hört auch mich! Sachſen habe ich verloren, aber Schwaben laß ich mir nicht nehmen, und Ihr ſeid nicht der Mann, der hier meinen Einfluß untergräbt. Kurz und gut, mein Contrefei muß und ſoll hier verſchwinden — doch wir werden uns ſchon vereinigen, dixi. — Auf Wiederſehen!“

Sylvanus malte eine Nonne nach der anderen; aber ſeine Arbeiten wurden immer leichtſinniger. Er ließ ſich kaum Zeit die Tafel immer wieder abzuſchleifen und übermalte friſchweg das Vorhandene.

Es lag ihm nichts mehr daran ſich ſelber zu genügen, und er verachtete die Menge, die ſich ſtets zahlreich herzudrängte, ſo oft die Himmelskönigin in einer neuen Geſtalt erſchien, und die Jünglinge die ſich dieſem Contrefei opferten.

Immer fetter wurde das Bild, er immer magerer; jemehr Farbe er auftrug, deſto mehr verlor er die ſeine. Allein der Schatz

füllte sich, und auf unerhörte Weise vermehrten sich die Ländereien.

Nur Sylvanus besaß Talent und Umsicht so große Einkünfte zu verwalten, und so unermeßliche Reichthümer zu benutzen und zu vermehren. Er war unumschränkter Herr im Kloster. Er richtete einen prächtigen geschmackvollen Gottesdienst ein, der durch Illusionen und Effecte ganz anders erbaute als der schlichte, einfache, frühere, und die Spenden wurden immer beträchtlicher, jemehr Glanz und Reichthum die Kirche offenbarte, denn man wagte nicht mehr, ihr etwas Geringes anzubieten.

Auch im Innern des Klosters herrschte Pracht, Aufwand und Uppigkeit. Die alten Mönche freilich seufzten und klagten, aber die jüngern waren um so zufriedener, da sie von jeher an ein gutes Leben gewöhnt, im Kloster jetzt einen behaglichen Zufluchtsort gefunden hatten, um gemüthlich und kostbar

einem noch beſſeren Daſein entgegen zu leben. — —

Endlich war auch die letzte Nonne gemalt; ſie hieß Eliſa von Güldenſtädt und war noch ſehr jung. Wie ſie kindlich lächelnd den fürchterlichen Teufel mit Füßen trat, glich ſie einer kleinen Kunſtreiterin, die ſich zum Schrecken der Zuſchauer auf einem knirſchenden Roſſe behauptet; und die Engel waren bleich aus Furcht, daß die kleine unvorſichtige Himmelskönigin ſich könne Schaden thun.

Aber die Anzahl der Mönche hatte ſich ſo beträchtlich vermehrt, daß das ungeſchickte Kloſter ſie nicht mehr faſſen konnte. Der Mangel an Raum wurde überall auf's empfindlichſte wahrgenommen, und Sylvanus ſelbſt fühlte ſich beengt und wußte nicht mehr, mit allem, was zu ſeinen vielfältigen Verrichtungen nöthig war, ſich zu laſſen. Man mußte ernſtlich daran denken, das große Kloſter zu beziehen, aber davon wollte der

heilge Sylvanus nichts wiſſen, Alles erinnerte ihn dort zu lebhaft und ſchmerzlich an Hulda.

Er wollte Schwaben verlaſſen und nach Rom zurückkehren, dort hoffte er Gemüthsruhe und Anregung zu finden, um ſeine beiden verlornen Ideale endlich wieder zu gewinnen und zu verwirklichen; dann hatte er nicht umſonſt gelebt, dann konnte er, wann es ſei, zufrieden ſterben.

Allein der Biſchof widerſetzte ſich lebhaft dieſem Wunſche; er konnte den frommen Sylvan jetzt nicht entbehren.

Folgende Epiſtel ſchrieb er ihm eines Tages, welche dem unglücklichen Maler alle Hoffnung nahm.

„In Gott geliebter heiliger Sylvano! Es war einmal ein Geizhals, dem ſchon in frühſter Jugend ahnte, daß ein lebenslängliches fleißiges Sammeln und ſorgfältiges Sparen beträchtliche Schätze aufhäufen könne.

„Sein karges Glück aber wollte, daß er anfangs nur Kupfermünzen fand, und er hatte schon ein ansehnliches Häuflein beisammen, als zum ersten Male ein Silberstück in seine Hände fiel. Das Silber gefiel ihm dermaßen, und seine Kupfermünzen erschienen ihm dagegen so werthlos und abgeschmackt, daß er sie in's Wasser warf, wo sie ihm und allen Menschen verloren waren, um in Zukunft lediglich Silberstücke zu sammeln, die ihm einzig und allein besitzens- und begehrenswerth erschienen.

„Als er schon wieder ein ansehnliches Häuflein zusammengescharrt, fand er eines Tages ein Goldstück, und machte es mit dem Silber, wie vorhin mit dem Kupfer: er warf es in's Wasser, um ausschließlich Gold zu sammeln.

„Endlich hatte er auch ein ansehnliches Häuflein Gold, aber ein Goldstück liebte er vor allen wegen seines schönen Glanzes und sauberen Gepräges. Leider kam ihm dieses

Goldstück abhanden und nun gefielen ihm die anderen Goldstücke auch nicht mehr, er wollte sie in's Wasser werfen.

„Der Geizhals hätte klüger gethan, für das Kupfer, Silber; für das Silber, Gold einzuwechseln und den Verlust des lieben Goldstücks zu verschmerzen. — Allein dies ist die Geschichte des heiligen Sylvanus. —

„In Rom, mein frommer Sylvano, hattet Ihr kein Glück, Eure Kunst trug Euch nur Kupfer ein und Ihr warfet sie in's Wasser, um hier in Schwaben ein Heiliger zu werden.

„Die silberblanke heilige Glorie gefiel Euch nur so lange bis der goldne Glanz eines Wunderthäters Euch winkte, und Ihr warft Eure Heiligkeit in's Wasser.

„Jetzt habt Ihr ein Kleinod, Eure Himmelskönigin verloren, und Ihr wollt die goldnen Meinungen, die man hier von Euch hegt, die Macht, das Ansehen, welches Ihr habt, und die Liebe und Ehrfurcht, die man

Euch zollt, in's Waſſer werfen? — Beſinnt Euch; was Ihr hier in Schwaben beſitzet, findet Ihr — nicht noch einmal in der Welt." —

„Allein mich ſelbſt habe ich hier verloren," rief der heilige Sylvan voll Ingrimm. „Das Thier mag ſich am Wohlleben behagen. Der Geck in Macht und Anſehen beglückt ſich fühlen. Aber der Künſtler will lieben und geliebt ſein. — Wer liebt mich hier? wen kann ich lieben und was beginne ich liebenswerthes hier?" —

Auch einen reichen Schatz von Edelſteinen beſaß das Kloſter, nur waren ſie ſchlecht und unvortheilhaft gefaßt. Sylvanus liebte das Koſtbarſte zu vereinigen und das möglichſt Koſtbarſte daraus zu bilden. Er hatte daher die werthvollſten Steine aus ihrer Faſſung gebrochen, um ſie zu einem Altarſchmuck zu vereinen, wo jedes Kleinod in ſeinem eigenthümlichen Werth und Glanz prangen,

und zu einem blitzenden blendenden Ganzen hinwirken und sich verbinden sollte.

Unverwahrt, zerstreut lagen die unbezahlbaren Steine wie werthlos auf seinem Arbeitstisch, daneben standen unverschlossene Truhen voll Silber und Goldes. Sinnend betrachtete der fromme Sylvanus diese unermeßlichen Schätze.

„Gold," sprach er bei sich, „ist die gediegene Künstlerglorie, der die rohe Menge huldigt. Mit diesen Schätzen bin ich ein Großer unter den Großen, unter den Fürsten ein Malerfürst. Alles dies verdankt das Kloster mir; es ist mein wohlverdienter Künstlerlohn. Jene üppigen trägen Faullenzer kennen weder Kostbarkeiten noch ihren Werth, sie wissen nicht, was sie besitzen. Wer kann mir nachrechnen? Wer mich beschuldigen? — Und bin ich hier nicht Sklav und leiste Frohndienste, und könnte ein freier glücklicher Künstler sein."

So sprach der fomme Sylvanus, als die Thür seiner Zelle sich leise öffnete. Es

war der Bruder Pförtner mit einer Lampe, der ihm die Kloſterſchlüſſel brachte, mit den Worten:

„Gott ſegne Eure Nacht, heiliger Pater Sakriſtan. Im Kloſter ſchläft ſchon alles tief und feſt. Hier ſind die Schlüſſel. Ich gehe, mich auf's Ohr zu legen. Gedenket mein, wenn Ihr Euch zur Nacht geſegnet, wir alle ſind ja in Eurer Obhut.“

Sylvan dankte vornehm, empfing die Schlüſſel und hing ſie an ihren Nagel an die Wand.

Der Bruder Pförtner ging.

Sylvanus lauſchte auf ſeine Tritte, bis ſie in den Kreuzgängen verhallten, dann eilte er nach ſeinem Arbeitstiſch, raffte die zerſtreuten Koſtbarkeiten zuſammen und rief:

„Licht! Freiheit! Kleinode! gleichen dem Künſtlergeiſte, ſie ſind nicht für die Dunkelheit, ſie wollen blitzen, leuchten und bewundert ſein. Licht iſt ihr Element, und den Sonnenſtrahlen blitzen ſie ihre ſchönſten Funken zu. Nicht länger ſollen träge Mönche

in trüben Kerkern uns gefangen halten. — Kommt! — Licht! Freiheit! heißt unsere Losung.“

Er steckte die Kleinode in seinen Guardian, füllte ihn noch mit einigen Händen voll Gold und verließ seine Zelle.

Geräuschlos durchschritt er das Kloster und gelangte glücklich bis zur äußeren Pforte. Auch diese wollte er erschließen, aber der Schlüssel stak im Schlosse fest, ließ sich nicht umdrehen, noch wieder herausziehen, und während Sylvanus noch vergeblich sich mühte und alle seine Kräfte aufbot, fing die Sturmglocke an zu läuten und heisere Stimmen heulten durch die Kreuzgänge:

„Erwacht, Ihr trägen Schläfer, rettet Eure geweihten Kleinode, die ein frecher Dieb entwendet.“

Die Mönche erwachten, beteten, bekreuzten, segneten und weihten sich; fragten, forschten und suchten — endlich fanden sie den heiligen Pater Sylvan, wie einen gefangenen armen Sünder an der Klosterpforte. — Der Schlüssel stak im Schlosse, und als hätte er die Besinnung verloren, rüttelte, zerrte er, und mühte sich vergeblich ab, das Schloß zu öffnen.

Da ſtanden die frommen Kloſterbrüder, und wußten nicht, ob ſie wachten oder träumten. Sylvanus aber empfand die Schmach ſeiner Lage und ſein ganzer Stolz empörte ſich. Er riß ſeinen Guardian vom Gürtel, warf ihn den erſchrockenen Mönchen vor die Füße und rief:

„Ja, Ihr Dummköpfe, der heilige Pater Sakriſtan iſt ein Dieb, der die geweihten ihm anvertrauten Kleinode ſtiehlt, und minder ſich ſchämt ein Dieb als Eures Gleichen zu ſein.“

Der alte achtzigjährige Abt kam herbei, geſtützt auf zwei feſte junge Mönche.

„Mein Sohn,“ hub er an, „warum haſt Du mir das gethan, konnteſt Du mein ſeliges Dahinſcheiden nicht erwarten und dieſe herbe Täuſchung einem Greiſe erſparen, der ſchon mit einem Fuße im Grabe ſteht?“

„Herr Abt,“ ſprach ſtolz der heilige Sylvanus, „ich bin einmal ein Künſtler und die Hölle beneidet mich um meine Werke, ich kann was beſſeres, als ſchwäbiſche Dirnen zu heilige Jungfrauen aufpinſeln, um reiche brünſtige Gimpel damit in's Kloſter zu locken.“ —

„Um Gotteswillen! Fort mit ihm in einenen unterirdischen Kerker!“ schrie der Abt.

Sylvanus stieß ein höhnisches Gelächter aus und rief mit lauter Stimme: „Vernehmt's, einfältige Schwaben, die Himmelskönigin war meine Erfindung und nicht das Contrefei der heiligen Jungfrau. Ich habe zwanzig schöne reiche Mädchen damit um Freiheit und Vermögen betrogen. Euch aber habe ich auf Befehl des Bischofs durch die Bildnisse Eurer Geliebten in's Kloster gelockt, denn uns lüstete nach Eurem Golde und Euren Ländereien. . .“

Weiter ließ man den frommen Sylvan nicht reden. Er wurde gebunden und geknebelt und in einen unterirdischen Kerker geschleppt.

Der alte Abt zitterte und bebte, er wollte augenblicklich selber zum Bischof. Allein die Patres wiederriethen und warnten: er könne den Tod davon haben, wenn er in dieser Gemüthsstimmung der kalten Nachtluft sich aussetze.

„Was fange ich an, ich alter schwacher Greis,“ rief er, „der ganze geistliche Stand wird beschimpft in den Augen der Menge; alle fromme Christen werden irre gemacht an die lebendigen Heiligen. Der Missethäter

muß sogleich in seinem Kerker bei Seite geschafft und begraben werden, und dazu habe ich kein Herz, wenn nicht der Bischof selber hier ist.“

Die Patres erboten sich den Bischof sogleich zu holen und bestiegen ihre Maulthiere. Die Klosterthür ließ sich jetzt mit leichter Mühe öffnen und wieder schließen. Die Klosterschlüssel sammt den Guardian mit Gold und Kostbarkeiten nahm der Abt selber mit auf seine Zelle und legte sich zu Bette. —

In dumpfer Verzweiflung lag der fromme Sylvan in Ketten auf dem feuchten Boden, als plötzlich die wohlverwahrte Kerkerthür sich öffnete und der schwarzlockige Pilger zu ihm trat.

„Nun, heiliger Sylvan,“ rief er, „wollt Ihr der Märtyrer Eurer Kunst sein. So wie der Bischof anlangt, werdet Ihr erwürgt und begraben.

Sylvanus schwieg.

„Wollt Ihr die Sonne nicht wieder sehen? Hat das Leben keinen Reiz mehr für Euch?“

„Nein, ich bin Sklave und beschimpft.“

„Ich stelle Euer verlornes Ansehen wieder her.“

„Das wäre ein Wunder!"

„Ich thue auch Wunder und verstehe mich auf Illusionen und Effecte. Es sieht manches wie ein Wunder Gottes aus, was ein Werk des Satans ist."

„Und was soll ich dagegen thun?"

„Ich bin bescheiden, den Riß des Klosters habt Ihr mir zu großmüthig vergolten, denn Ihr habt Eure Himmelskönigin zwanzig Mal geändert. Mein Contrefei sollt Ihr nur ein Mal ändern, wahrlich nur ein Mal. Aber es muß gleich geschehen; ich creditire nicht. Könnt Ihr bei Lampenlichte malen?"

„Deine Physiognomie verträgt Alles."

Der Pilger streifte dem frommen Sylvan die Ketten ab und führte ihn in die Kirche.

Das Contrefei des Satans befand sich ganz unten im Vordergrunde des Bildes und vom Altar aus konnte es der fromme Sylvanus mit ziemlicher Bequemlichkeit erreichen.

Der hölliſche Bürger nahm so gut er konnte eine edle Miene an, und hielt selber die Lampe.

Sylvanus mußte immer mehr thun, als man von ihm verlangte, er veredelte nicht nur das verworfene schwarze Antlitz, er ver-

lieh demſelben auch einen ſo ſtolzen erhabenen Ausdruck, als ſpräche er zur Heiligen:

„Hör', Kleine! Laß die Ungezogenheiten, treibe Deinen Muthwillen mit Engeln, die geduldig ſind, ich verſtehe nicht vielen Spaß."

Und die Engel im Hintergrunde ſchienen ſich zu fürchten, die Heilige würde den böſen Feind beim Wort nehmen und es ſie entgelten laſſen, daß ſie gegen den Teufel nichts ausgerichtet habe.

Als der hölliſche Pilger jetzt ſein Contrefei erblickte, ſprach er: „Bravo!" und fühlte ſich ſehr geſchmeichelt. Aber ſchon graute der Morgen, es war keine Zeit zu verlieren. Er ſchlich ſich auf die Zelle des Abtes, ſtahl ihm die Kleinode und Kloſterſchlüſſel unter dem Kopfkiſſen hinweg und überbrachte beides dem frommen Sylvan, indem er ſprach:

„Nimm hin! und geh' auf Deine Zelle und thu', als ſei nichts vorgefallen, indeß ſpiele ich im Kerker Deine Rolle, damit die heiligen Männer glauben, daß ich mein gewöhnliches Spiel hier einmal getrieben. Erlöſe mich aber bald, denn der Aufenthalt in dieſem Kloſter iſt mir der angenehmſte nicht."

Sylvanus folgte diesem Rathe, schlich sich auf seine Zelle, legte die Kleinode hin, wie sie gelegen hatten, hing die Klosterschlüssel an die Wand und warf sich auf sein Lager.

Bald darauf ließ sich ein Pochen am äußeren Thore vernehmen. Es waren die heimkehrenden Patres, welche den Bischof hergeleitet.

Die Mönche weckten den Abt und begehrten die Klosterschlüssel.

„Gleich, lieben Söhne, gleich," entgegnete der Abt. „Ich traue keinem Menschen mehr, mich dünkt, es sind nichts als Schelme, Schufte und Spitzbuben, darum habe ich Schlüssel und Kleinode hier unter mein Kopfkissen gelegt, damit sie mir nicht gestohlen werden."

Vergebens aber suchte er nach beiden und fing wieder an trostlos zu weinen.

„O Jesus, Maria, Joseph, das ganze Kloster ist voll Räuber und Mörder, ich alter Mann bin im Schlafe nicht mehr sicher."

Das Pochen verstärkte sich mit jedem Augenblick, der Bischof ward ungeduldig und fürchtete die Morgenluft und die schädlichen Frühnebel könnten ihm eine Krankheit zuziehen.

Die Mönche liefen durch's Kloſter und ſchrieen was ſie konnten:

„Die Schlüſſel, die Kleinode, wer hat ſie?“

Sie ſuchten aller Orte und geriethen zuletzt auch in die Zelle des frommen Sylvan, der auf ſeinem zierlichen Bette lag und ſo laut wie möglich ſchnarchte.

Die Mönche fingen vor Schreck ſo laut an zu ſchreien, daß der fromme Sylvan, hätte er wirklich feſt geſchlafen, davon erwachen mußte. Er rieb ſich die Augen, gähnte auf ungebührliche Weiſe und rief:

„Heilige Dreifaltigkeit! das nenne ich geſchlafen.“

„Um aller Heiligen willen! wie kommt Ihr hierher?“ riefen die Mönche.

„Welche alberne Frage! dies iſt meine Zelle.“

„Aber wir haben Euch ja in's Kloſterverließ gebracht.“

„Ihr habt geträumt.“

„Hört Ihr das Pochen nicht? das ganze Kloſter wiederhallt davon. — Der Biſchof ſteht vor der Pforte.“

Der fromme Sylvan sprang hastig vom Lager auf.

„Der Bischof?“ fragte er.

„Aber die Klosterschlüssel!“

„Da hängen sie, ich will nur selber gehen und öffnen, denn entweder habt Ihr alle den Verstand verloren oder der böse Feind hat hier sein Spiel getrieben.“

Fröstelnd und zähneklappernd betrat der Bischof das Kloster und erstaunte nicht wenig, den gefährlichen Lästerer und Kirchenräuber, der angeblich in Ketten und Kerker lag, die Schlüssel in der Hand an der Klosterpforte zu finden.

„Wo kommt Ihr her?“ herrschte der Bischof ihn an.

„Aus meiner Zelle!“ antwortete der fromme Sylvan. „Ich schlief und wurde eben erst geweckt.“

Die Patres wußten nicht, was sie dazu sagen sollten und blickten verlegen den Bischof an, der ärgerlich fragte:

„Seid Ihr ein Klosterdieb oder keiner? Habt Ihr die geweihten Kleinode entwendet oder nicht?“

„Hochwürdiger Herr, weder verstehe ich

Euch, noch kann ich mir die Verwunderung der frommen Väter erklären. Ich bitte, folgt mir in die Sakriſtei und überzeugt Euch, wie ich die Kirchenſchätze bewahre."

Sie begaben ſich dahin, der fromme Sylvan erſchloß alle Schränke, öffnete alle Behälter, nahm alle Hüllen ab, und überall herrſchte die größte Ordnung und Sauberkeit, alle Schätze blitzten und funkelten, als wären ſie eben erſt aus der Werkſtatt des Goldſchmidts gekommen.

„Die ungefaßten Edelſteine," fuhr der Pater Sakriſtan fort, „befinden ſich auf meiner Zelle, ich habe ſie in der Arbeit, aber ich kann ſie aufzeigen Stück für Stück."

„Im ganzen Kloſter," rief der Biſchof, „iſt nichts in Ordnung, außer was der Pater Sakriſtan nnter Händen hat."

Der Abt und die frommen Väter wußten nicht mehr was ſie davon denken ſollten. „Wir haben geträumt," ſprachen ſie, „ſammt und ſonders denſelben Traum."

„Habt Ihr auch im Traume zu mir geſchickt?" fragte der Biſchof. „Bin ich etwa im Traume hier? Ich werde morgen

Husten und Schnupfen haben, aber nicht im Traume.“

„Hochwürdiger Herr,“ begann der heilige Sylvan, „es ist ein wahres Glück, daß Ihr zugegen seid. Es kann nicht anders sein, als daß der böse Feind meine Gestalt angenommen, um meine frommen Brüder irre zu machen an mir. Weil er aber unter dieser Gestalt in's Klosterverließ geworfen ist, so muß er sich entweder noch daselbst befinden, oder falls er entflohen ist, Spuren seiner höllischen Anwesenheit nachgelassen haben. Dies wird Niemand besser untersuchen und beurtheilen können als Ihr, hochwürdiger Herr!“

Der Bischof sprach: „Dies ist das erste verständige Wort, was ich heut noch höre, so lange ich hier bin. Wir wollen die Untersuchung auf der Stelle vornehmen.“

Fackeln wurden angezündet, Reliquien, Weihkessel und Heiligenbilder hergebracht, und in Prozession begab sich die ganze Clerisei bei Fackelschein in die Kellergewölbe, allwo man den Kerker noch wohlverschlossen fand und nicht die mindeste verdächtige Spur entdecken konnte.

Der Kerker wurde geöffnet. Der Biſchof trat hinein und ließ leuchten, und gewahrte zu ſeiner Verwunderung noch einen Pater Sakriſtan, der in Ketten und Banden lag.

Der andere Pater Sylvan aber ſprach: „Hochwürdiger Herr, verſchont weder mich noch jenen, denn es kann ja eben ſo gut ſein, daß ich der Teufel bin und jenes der Pater Sylvanus.“

„Ha!“ rief der Biſchof, „wer iſt der Heilige, wer der Teufel? Ich bin der Mann das herauszubringen. Her mit Weihkeſſeln und Wedeln und bringt die Evangelien herbei.“

Aber der gefeſſelte Gefangene ließ es dahin nicht kommen. Er flehte gar jämmerlich um Gnade und klagte über die Pein, welche die Nähe eines ſo hochheiligen geiſtlichen Herrn, wie der Biſchof, ihm verurſache. Er erbot ſich alles zu bekennen, wofern man ihn nur mit Littaneien und Weihwaſſer verſchonen wolle.

„Rede!“ gebot der Biſchof, „ich beſchwöre Dich bei den fünf Wunden Jeſu.“

Und gehorſam legte der böſe Geiſt folgendes höchſt denkwürdige Bekenntniß ab:

„Ich heiße Menubal und bin der Teufel der Häßlichkeit, wovon ich selbst in meiner gegenwärtigen Gestalt Spuren zeige. Die Künstler, zumal die römischen, wollen deshalb nichts von mir wissen und zur Vergeltung nenne ich sie Pfuscher. Fromme Prälaten aber, die mich als Höllenfürst anerkennen und die gebürenden Zugeständnisse machen, behandle ich mit den entsprechenden Rücksichten, indem ich mich stelle, als fürchte ich sie und müsse ihnen weichen, wenn sie mich nach der Weise exorcisiren, die ihre Bücher ihnen vorschreiben.

„Der Pater Sylvanus, welcher mir seine besten Ideen verdankt, dennoch aber behauptet, daß ich ihm seine Ideale aus dem Leben stehle, ist mir ein Dorn im Auge, wegen seiner großen Kunst Altarstücke zu verändern und dem Himmel gläubige Schwabenseelen zuzuführen. Gern möchte ich ihm den Hals umdrehen, allein ich vermag es nicht, da er wegen seines zu Rom geführten keuschen und reinen Lebenswandels in allzu hohen Gnaden steht. Ich mußte mich deshalb darauf beschränken, ihm einen meiner gewöhnlichen Possen zu spielen, wobei mir die

Leichtgläubigkeit des hochwürdigen Herrn Abtes sammt den frommen Herrn Patres wohl zu statten kam.

„Was ich ihnen vor die Füße warf, war eitel Tand und Blendwerk, denn ich habe die Macht, mich an das heilige Eigenthum der Kirche zu vergreifen.

„Einsperren ließ ich mich in der Absicht, um mit entsetzlichem Getöse auszubrechen, gerade wenn der Pater Sakristan aus dem Schlafe, worin ich durch Höllenkünste ihn gebracht, erwachen und aus seiner Zelle treten würde.

„Ich hätte ihm dadurch ein hölliſches Donnerwetter auf den Hals gezogen, denn man würde ihn für einen Schwarzkünstler gehalten haben, der mit hölliſchem Gepolter plötzlich sich befreit.

„Allein ich wußte nicht, daß die Schlüssel dieses Kerkers mit dem Klosterwappen, welches das Lamm Gottes im Schilde führt, bezeichnet sind. Thüren, welche unter solchem Zeichen verschlossen werden, kann ich nicht öffnen; meine Ketten hingegen, welche mit gewöhnlichen Schlüsseln nur mir angelegt wurden, schüttle ich ab.“

Und er rüttelte und schüttelte an seinen Ketten, daß sie sogleich zu seinen Füßen fielen. Der Bischof aber verstand keinen Spaß und besprengte ihn mit Weihwasser, und der Teufel erhob ein fürchterliches Geschrei über diese entsetzliche Marter, sie war ihm so unerträglich, daß er sich sogleich in eine schwefelblaue Schlange verwandelte, und seines Vortheils gewahrend, zischend und feuersprühend mitten durch die erschrockenen Väter hindurchglitt. — Zugleich — geschah es nun, um seine Flucht zu decken, oder war es höllische Schadenlust, von der er nimmer lassen kann — blies er alle Fackeln aus und ließ die ganze hohe Geistlichkeit sammt Evangelien und Weihkesseln im Dunkeln, allwo sie in Geduld und Demuth sich fassen mußten, bis die jammernden Layenbrüder, an den feuchten Kellerwänden herumtappend, die Treppe fanden, um Licht zu holen.

„Dies wäre mir nicht geschehen," seufzte der Bischof, „hätte ich heute schon den Morgensegen, die Messe und den Receß gesagt, aber die frommen Herrn Patres hatten eine so unverständige Eil."

Der heilige Sylvanus begann:

„Lieben Brüder, da ſeht Ihr nun, wohin Leichtgläubigkeit führt, in dunkle Kellergewölbe. — Denn was ſind die Blend- und Gaukelwerke der Hölle anders als unterirdiſche, feuchte Kellerfinſterniß, wie gegenwärtig uns hier umgiebt, und was iſt das Leben des Gerechten, als reine Luft und heller Tagesſtrahl?

„Ich bin lange genug einer der Eurigen geweſen, daß Ihr mich endlich kennen müßt. Ihr habt meinen Wandel und meine Thätigkeit Eures vielfältigen Lobes gewürdigt, und die wichtigſten Aemter und Würden mir anvertraut. Wie vermochtet Ihr in mir ſo plötzlich einen ſchnöden Kloſterdieb und frechen Läſterer zu erblicken?

„Wäre nicht der Herr Biſchof ein ſo heiliger Mann, daß der Teufel ſchon durch ſeine Anweſenheit gepeinigt, gezwungen iſt, die Wahrheit ihm zu ſagen, meine Unſchuld wäre nimmermehr an den Tag gekommen. Und wäre nicht glücklicherweiſe der Kerkerſchlüſſel mit dem Kloſterwappen verſehen geweſen, ſo daß der häßliche Menubal gerade wie ich aus der Zelle trat, mit hölliſchem Gepolter entfliehen konnte, Ihr alle hättet

mich für einen Schwarzkünstler gehalten und ich hätte den Scheiterhaufen besteigen müssen. Das ist das Schicksal des Gerechten, der Euer aller Vater, Wohlthäter und Bruder ist, weil Ihr keinen Glauben habt."

So sprach der fromme Sylvan, als die Layenbrüder mit den Fackeln wiederkehrten.

„Wohlan rief der Bischof, „verlassen wir die feuchte Kellerfinsterniß und entsagen wir hiemit dem Lug und Trug der Hölle. Kehren wir zurück zur reinen Luft und zum Tageslicht, welches dem Wandel des Gerechten gleicht, eines Gerechten, wie unser Pater Sakristan, möge er noch lange in unserer Mitte weilen und unser Vorbild sein, wie er wacker streitet und andächtig anruft den Beistand des heiligen Geistes."

In der Zelle des Abtes war ein leckeres Frühstück bereitet, und dem Pater Sylvanus wurde die Ehre zu Theil, mit beiden Prälaten zu schmausen.

Der Bischof war froh und guter Dinge, denn es schmeichelte ihm, daß der berühmte Menubal seiner heiligen Person alle gebürenden Rücksichten erwiesen hatte.

Von minder gesegneten Folgen waren

dieſe Ereigniſſe dem Abte, er konnte bei dem beſten Willen kein Vertrauen mehr zu dem heiligen Sylvanus gewinnen, und auch ſich ſelber traute er nicht mehr. Was er in dieſem Augenblick that, vergaß er im folgenden, ſah nach ob es geſchehen war und vergaß wieder, daß er nachgeſehen hatte: die Spuren eines kindiſchen Alters wurden täglich auffallender, er ſelber fühlte ſich untauglich zu jeglichem Geſchäft und wünſchte in den Ruheſtand verſetzt zu werden.

Der Tod gewährte ihm endlich ſeinen Wunſch, bevor die Lebenden es vermochten.

„Sylvanus wurde ſein Nachfolger, und benutzte ſogleich ſeine Macht, den unterirdiſchen Gang herſtellen zu laſſen.

Ideale hatten keinen Reiz mehr für hin; Illuſionen und Effecte ließ er nur gelten, wenn ſie zum Ziele führten.

Sorgfältig berückſichtigte er aber jede Wirklichkeit und brachte es darin zur höchſten Vollkommenheit, denn er hatte damit angefangen, die Hölle und den Teufel zu berückſichtigen.

Er mochte ferner thun und laſſen was er wollte: man liebte, bewunderte ihn, betete

ihn an und verehrte ihn wie einen Heiligen, obschon man wußte, daß er kein Heiliger war und alle Hexensabbate und Blocksbergsbelustigungen mitmachte.

Er wurde Bischof und Erzbischof, und blieb bis an sein seliges Ende ein treuer Freund des Teufels.

Sie liebten sich, es war nicht Seelenharmonie noch Uebereinstimmung der Gemüther, auch keine Freundschaft und noch weniger Christenliebe; aber sie liebten sich und herzten und küßten sich, und als Sylvanus endlich in einem hohen Alter starb, da weinte der Teufel — der Teufel weinte und setzte ihm ein Grabmahl, worauf mit Flammenschrift zu lesen war:

„Hier liegt mein bester Freund!"

Druck von C. W. Vollrath in Leipzig.